

Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen

Zu einer Methodologie der Beschreibung

Ethnographic Writing and the Silence of the Social

Towards a Methodology of Description

Stefan Hirschauer*

Danziger Str. 17, D-33605 Bielefeld

„Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muss man schweigen.“

(L. Wittgenstein)

Zusammenfassung: Der Aufsatz behandelt ein zentrales Problem der Methodologie der Ethnografie. Er expliziert die Beschreibung als eine elementare soziologische Kulturtechnik. Im Vordergrund steht dabei, deren zentrales Bezugsproblem herauszuarbeiten: die Versprachlichung der ‚schweigsamen‘ Dimension des Sozialen. Das ethnografische Schreiben wird zunächst als ein Dokumentationsverfahren eingeführt, das durch avanciertere Aufzeichnungstechniken der qualitativen Sozialforschung entwertet wurde. Diese setzten einen naturalistischen Standard in Bezug auf die Reifikation und Dekontextualisierung von ‚Daten‘. Nach einer wissenssoziologischen Relativierung dieses Standards werden jene Bezugsprobleme herausgearbeitet, die alle Verfahren unbearbeitet lassen, die mit Aufzeichnungen an eine primordiale Verbalisierung des Sozialen durch Informanten anschließen: Interviews, Diskurs- und Gesprächsanalysen. Es sind die Probleme des Stimmlosen, Stummen, Unaussprechlichen, Vorsprachlichen und Unbeschreiblichen, die das ethnografische Schreiben zuallererst zu lösen hat. In ihm wird etwas zur Sprache gebracht, das vorher nicht Sprache war. Für diese Aufgabe einer Verschiebung der Artikulationsgrenze muss sich die Beschreibung von der Logik der Aufzeichnung abwenden und zu einer theorieorientierten Forschungspraxis werden, die nicht nach ihrer Dokumentationsleistung, sondern nach ihren analytischen Leistungen zu bewerten ist.

1. Ethnografisches Schreiben

Der Gegenstand dieses Aufsatzes ließ sich vor knapp 30 Jahren noch mit einer lapidaren Bemerkung umreißen: „Was macht der Ethnograf?“ Antwort: er schreibt.“ (Geertz 1987/1973: 28). Seit den 80er Jahren jedoch ist das ethnografische Schreiben einer intensiven Debatte ausgesetzt gewesen. Nach-

dem sich die Methodendiskussion lange auf die Beziehung von Forscherin und Feld beschränkt hatte, wurde der „Rapport mit dem Leser“ (Wolff 1986: 350) entdeckt. Nach dem ersten Kulminationspunkt der Debatte in ‚*Writing Culture*‘ (Clifford/Marcus 1986) sind zahlreiche Monografien zur Sache erschienen, u.a. von Clifford (1988), van Maanen (1988), Geertz (1990) und Atkinson (1990); darüber hinaus Reader u.a. von Sanjek (1991), James/Hockey/Dawson (1997) und Ellis/Bochner (1997). Die Ethnografie wurde zur ersten Forschungsstrategie innerhalb der empirischen Sozialforschung, der die Ehre einer texttheoretischen Dekonstruktion zuteil wurde.

Unter dem Titel der ‚Krise der ethnografischen Repräsentation‘ (Berg/Fuchs 1993) sezieren die genannten Autoren die Ethnografie als literarisches Genre. Betrachtet man ihre kritischen Beiträge unter einer praxeologischen Perspektive, so definierten sie ein neues *Bezugsproblem* des ethnografischen Schreibens: die ‚Autorisierung des Autors‘, die Her-

* Zur Biografie dieses Aufsatzes gehören eine Reihe von sozialen Gelegenheiten, zu denen seine Überlegungen entstanden, diskutiert und modifiziert wurden: das Kolloquium zur Empirischen Kultursoziologie an der Universität Bielefeld, eine Tagung der AG Qualitative Methoden der DGS in Berlin, ein Workshop zur Methodologie der Ethnografie an der Universität Basel, ein anhaltender mündlicher und brieflicher Austausch mit Jörg Bergmann, und schließlich das Reviewverfahren dieser Zeitschrift, insbesondere die Gutachten von Stephan Wolff und Fritz Schütze. Allen beteiligten KollegInnen sei an dieser Stelle herzlich gedankt!

stellung einer Sprecherposition, von der aus Leser von der gültigen Repräsentation einer Kultur überzeugt werden können. Wie überzeugt man Abwesende von der Authentizität eines Berichts? Zu den ‚Lösungen‘ dieses Problems gehören naturalistische Rhetoriken der Authentifizierung („dort gewesen sein“), die Demonstration intimer Kennerschaft, das Verdrängen indigener Stimmen durch den Monolog des Autors usw.

Die Dekonstruktion setzte am ‚Ende‘ des Schreibprozesses, bei der ethnografischen Monografie, an und thematisierte das Schreiben recht fern von der Forschungspraxis, mit einem Fokus auf epistemologischen und politischen Fragen im Kontext der Kolonialgeschichte der Ethnologie. Im Gegensatz dazu verstand eine ältere Thematisierung in ethnologischen und soziologischen Methodenlehrbüchern das ethnografische Schreiben fern aller epistemologischen Skrupel als ein einfaches Handwerk der Dokumentation, dessen Bezugsproblem das *Vergessen* des Beobachters ist. Hier ging es nicht um die Ethnografie als literarisches Format, sondern um Beobachtungsprotokolle bzw. Beschreibungen als Datentyp der teilnehmenden Beobachtung. Dieser hat eine gewisse Entwertung erfahren, seitdem Aufzeichnungstechnologien Formen der Datenerhebung erlauben, die menschlichen Beobachtern in Vollständigkeit und Neutralität der Dokumentierung überlegen scheinen. Beobachtungsprotokolle gelten heute als Daten ‚zweiter Wahl‘, die nur in Betracht kommen, wo Aufzeichnungen forschungspraktisch ausgeschlossen sind (Reichert/Schröer 1994: 63). Wozu braucht man noch eine Beschreibung, die gemessen an ‚höheren‘ Erkenntnisprozessen wie dem Verstehen und Erklären alltagspraktisch bescheiden, gemessen an Aufzeichnungen dagegen hoffnungslos übertheoretisiert erscheint?

Zwischen der neuen epistemologischen und der älteren handwerklichen Thematisierung des ethnografischen Schreibens klafft eine methodologische und sozialtheoretische Lücke, vor allem gemessen an den Methodologien der Aufzeichnung und des Interviews wie sie die empirische Sozialforschung hervorgebracht hat. Vor diesem Hintergrund versucht dieser Aufsatz, die Leistungen der Beschreibung zu klären, indem er ein weiteres, bislang vernachlässigtes Bezugsproblem expliziert, für das das ethnografische Schreiben eine Lösung darstellt: die ‚Schweigsamkeit‘ des Sozialen. Die zentrale These dieses Aufsatzes ist, dass im ethnografischen Schreiben etwas *zur Sprache gebracht* wird, das vorher nicht Sprache war.

Die Wirkungen des *linguistic turn* scheinen in der Soziologie einen neuen Konsens etabliert zu haben:

dass das Soziale wesentlich aus sprachlicher Kommunikation besteht. In der empirischen Forschung entspricht dem neben dem ungebrochenen Rekurs auf das Interview eine Konjunktur von Diskurs- und Gesprächsanalysen. Die Bevorzugung sprachlicher Primärdaten ruft in der Soziologie nur ein vergleichsweise schwaches „Unbehagen“ hervor (Soeffner 1989: 126). Dies dürfte vor allem daran liegen, dass im *linguistic turn* auch ein diskursiver *Bias* zur Geltung kommt, den eine Wissenschaft gegenüber ihrem Gegenstand hat, die *selbst* wesentlich Diskurs ist. Das gibt ihr eine Affinität zur sprachlichen Dimension des Sozialen, aber es lässt sie gegenüber allem ‚fremdeln‘, was sich als stummer Prozess vollzieht: wortlos, unartikuliert, ‚analphabetisch‘.

Stellt man dessen Versprachlichung ins Zentrum des ethnografischen Schreibens, so rückt man den Ethnografen weg von den Positionen des Autors oder des Protokollanten und beleuchtet ihn als Verbalisierenden, der zuallererst Artikulationsprobleme zu lösen hat. Dieser Umstand wurde erstaunlicherweise nie zum Thema *methodischer* Erörterungen gemacht,¹ vielleicht weil die mit ihm verbundenen Freiheiten dazu einladen, jene Probleme für literarische zu halten. Im Gegensatz dazu ist es Ziel dieses Aufsatzes, eine Methodologie der Beschreibung zu umreißen, die sich forschungspraktisch und epistemologisch von einer Methodologie der Aufzeichnung oder der Auskunft unterscheidet. Das Beschreiben soll dadurch – wie das Beherrschen von SPSS, das Transkribieren oder die Gesprächsführung im Interview – als eine komplexe soziologische Kulturtechnik erkennbar werden.

Der folgende Teil (2.) diskutiert das ethnografische Schreiben zunächst in seiner kanonischen Form: als Lösung eines Gedächtnisproblems. Galt es lange als einfaches Dokumentationsverfahren, so zeigt heute gerade die Methodologie avancierterer Aufzeich-

¹ Exemplarisch jener Text, der die Ethnografie programatisch als ‚Dichte Beschreibung‘ charakterisiert. Clifford Geertz (1987) geht hier gar nicht auf das Beschreiben ein, sondern nur auf das ‚Dichte‘. Ethnografie sei weniger eine Sache von Beobachtung als von Interpretation (ibid.: 14). Der Ethnograf erscheint daher gar nicht als Autor, sondern sofort als Leser, als „Literaturwissenschaftler“, der versucht „ein Manuskript zu lesen, ... (das) nicht in konventionellen Lautzeichen, sondern in vergänglichen Beispielen geformten Verhaltens geschrieben ist“ (ibid.: 15). Die Metapher ist schön, aber wie soll man etwas lesen, das nicht zuvor beschrieben wurde? Das Problem der Verbalisierung wird hier zugedeckt, indem kulturelle Wirklichkeit vorschnell in das Textuniversum der Kulturwissenschaften eingeschlossen wird. Kritisch dazu: Amann 1997.

nungstechniken, was die Beschreibung *nicht* ist. Ein Exkurs zur Logik der Aufzeichnung dient als Kontrastfolie, um die Leistung der Beschreibung zu explizieren. Er folgt der Einsicht, dass auch „die Fotografie nicht nur die Zeichnung nicht hat obsolet werden lassen, sondern... ihre vergleichswisen Vorteile hervorgehoben hat“ (Geertz 1990: 69f.). Der anschließende Teil (3.) setzt an die Stelle des Gedächtnisproblems das neue Bezugsproblem des ethnografischen Schreibens: die Versprachlichung des ‚Schweigsamen‘. Er entfaltet dieses Problem in sechs unterschiedlichen Dimensionen und skizziert einige Techniken zu seiner Lösung. Ein Fazit reflektiert auf die Grenzen einer soziologischen Versprachlichung des Sozialen. Der Schluss (4.) ordnet die Beschreibung in ihrem forschungsstrategischen Wert für die Soziologie ein: Sie verliert ihn in dem Maße, wie sie sich als ‚Dokumentation‘ begreift, sie gewinnt ihn zurück, je entschiedener sie sich als theorieorientierte Schreibpraxis versteht.

2. Das Problem des Vergessens – Aufschreiben und Aufzeichnen

Wenn man das ethnografische Schreiben nicht als literarisches Format, sondern als Datentyp betrachtet, führt dies zunächst zu einer Spezifizierung des Themas. Die ethnografische Monografie ist Literatur, die Ethnografie als Forschungsstrategie kombiniert dagegen alle möglichen Verfahren der Datenerhebung und -analyse: Audio- und Videoaufzeichnungen, Interviews, Analysen von Dokumenten, Artefakten und Gesprächen usw. Charakteristisch für Ethnografien ist allerdings, solche heterogenen Daten in einem dauerhaften Feldaufenthalt zu zentrieren, dessen soziale Form mit einem schillernden Begriff ‚*teilnehmende Beobachtung*‘ genannt wird. Sie ermöglicht einen Erwerb von Insider-Wissen, der es erlaubt, einzelne Datentypen in ihrer lokalen Produktionsweise (etwa Dokumente und Narrationen) und in ihrer erhebungstechnischen Selektivität (z. B. Aufzeichnungen und Interviews) einschätzen zu können. Z. B. kann man eine im Interview erzählte Geschichte dann nicht nur naiv als Ressource (als Ergänzung eigener Beobachtungen) nehmen, sondern auch als Thema (als eine feldtypische diskursive Praxis) erkennen.²

² Eine, etwa in der Ethnografie der Kommunikation, nahe liegende Alternative zur Zentrierung in der teilnehmenden Beobachtung ist, diese nur als ein Zugangs-Vehikel zu betrachten, mit dem sich die Forscherin in günstige Positionen bringt, um alle möglichen Daten abschöpfen zu können, vor allem audiovisuelle Aufzeichnungen (Knoblauch

Der in Beobachtungen generierte Datentyp sind *Beschreibungen*. Beschreibungen lassen sich nicht so leicht umreißen wie Aufzeichnungen oder Auskünfte, da sie durch ein beständiges *Umschreiben*, einen kontinuierlichen Wechsel unterschiedlicher Genres produziert werden: von den handschriftlichen *fieldnotes* über das elaborierte ‚Postskript‘ des Gedächtnisprotokolls und *analytical notes* bis hin zur vollständig artikulierten ‚dichten Beschreibung‘.³ Clifford (1990) differenziert das elementare ethnografische Schreiben in drei unterschiedlich *lokalisierte* Praktiken: in das Aufschreiben in Beobachtungssituationen (*inscription*), das ‚Abschreiben‘ (Festhalten) des Wortlauts von Informantäußerungen in Dialogsituationen (*transcription*), und das dichte Beschreiben, die Anfertigung kohärenter Repräsentationen am Schreibtisch (*description*).

Die ersten beiden dieser Aspekte sind ein alter Gegenstand der soziologischen Methodendliteratur (etwa Lofland 1971, Schatzman/Strauss 1973). Das Schreiben der Beobachterin wird als eine Form der *Dokumentation* von Daten begriffen. In diesem Sinne finden sich hier praktische Hinweise zum Wann? Wie? und Was? des Aufschreibens: wie man etwa die Praxis des Notierens in Konkurrenz zu den zwei anderen Anforderungen der Feldforschung, der Teilnahme und der Beobachtung, bewältigt; dass man gegen das Verblässen der Erinnerung anschreiben muss „if you don't write it down, it's gone!“ (Bernard 1988: 181); und dass man angesichts der „rapidly cooling notes“ (Mead 1977: 228f.) nie zulange mit der Ausarbeitung von Protokollen warten sollte.

2001). Die Aufnahmesituation ist dann keine Feldsituation, in der es um die Verbalisierung von Erfahrungen ginge, sondern ein Arrangement zur effizienten Produktion von Daten. Ob man auch bei den kurzen Feldaufenthalten einer ‚*quick and dirty ethnography*‘ noch von ‚Ethnografie‘ sprechen will, ist eine terminologische Frage. In der Sache ist die zeitliche Streckung der Datengenerierung unverzichtbar, wenn man an einer verlässlichen Rekonstruktion von Teilnehmerrelevanzen interessiert ist und wenn es darum geht, längerfristige Prozesse in einem Feld zeitgleich zu verfolgen. Terminologisch präferiere ich hier einen engen Begriff, der die zweite Worthälfte der ‚Ethnografie‘ ernst nimmt, nachdem mir ihre erste schon so fragwürdig erscheint, dass man ebenso gut von ‚Praxeografie‘ (Mol 2002) sprechen könnte. (Dies kann hier nicht ausgeführt werden).

³ Vgl. zur Unterscheidung dieser Genres Sanjek 1990, zu einer Darstellung des Gesamtprozesses das ausgezeichnete Lehrbuch von Emerson/Fretz/Shaw 1995.

Das ‚Aufschreiben‘ ist eine elementare Dokumentations-tätigkeit mit primitiver Technik (Stift und Notizblock). Notizen sind in dreierlei Hinsicht eine *Mnemotechnik*. Schon im Beobachtungsprozess unterstützt der Aufschreibzwang eine mnemonische Bewusstseins-haltung: Abläufe eben so zu registrieren, dass man sie später erinnern und ‚zu Papier bringen‘ kann. Zusammen mit diesen ‚headnotes‘ des mentalen Speichers schaffen die gekritzelten Stichworte Erinnerungssäulen und Merkposten. Beide unterstützen die Beobachterin beim späteren Verfassen von Protokollen am Schreibtisch. Darüber hinaus ermöglicht das kontinuierliche Aufschreiben auch ein Sammeln und Archivieren. Es erzeugt mit der Zeit einen Textkorpus, der wie andere Datenspeicher wiederholt inspiziert werden kann.

Lässt sich das ethnografische Schreiben vor diesem Hintergrund in einem starken Sinne als ‚Dokumentation‘ begreifen? Gegen eine solche Sicht sind zwei Argumente vorgebracht worden, das erste im Kontext der kulturanthropologischen Debatte. Eine von deren beliebtesten Zielscheiben war eine Formulierung aus Geertz‘ Aufsatz zur ‚Dichten Beschreibung‘, die das Dokumentieren nicht nur technisch, sondern in einem höheren Sinne auffasst: „Der Ethnograf ‚schreibt‘ den sozialen Diskurs ‚nieder‘, *er hält ihn fest*. Indem er das tut, macht er aus einem flüchtigen Ereignis, das nur im Moment seines Stattfindens existiert, einen Bericht, der in der Niederschrift des Geschehenen existiert und wieder herangezogen werden kann“ (1987: 28). Geertz‘ Formulierung ist nicht nur die Vernachlässigung der rhetorischen Seite der Ethnografie vorgehalten worden, sondern auch, dass sie das Schreiben innerhalb eines Gedächtnis-Paradigmas auffasst. Sie orientiert sich am Muster aussterbender oraler Kulturen, deren Ethnosemantiken und Mythen schriftlich zu bewahren sind (Clifford 1986: 113). Nur in diesem Fall koinzidieren das Vergessen des Ethnografen und das Verschwinden des Gegenstands in einem *dokumentarischen Sinn* des ethnografischen Schreibens: Die Südseeinsel ist längst vom Wasser der schmelzenden Polarkappen überschwemmt, aber die ‚Argonauten des westlichen Pazifik‘ stehen sicher (und staubig) im Bücherregal. Clifford (1990) wandte gegen einen solchen Dokumentarismus ein, dass es gerade eine als ‚oral history‘ verstandene Ethnografie nicht unmittelbar mit flüchtigen Ereignissen zu tun hat, sondern mit bereits vorformulierten Diskursen, mit *Selbstbeschreibungen* der Teilnehmer wie sie etwa in Interviews gegeben werden. Man spreche deshalb besser nicht von ‚Niederschrift‘, sondern eher von ‚Transkription‘ oder ‚Übersetzung‘.

Das zweite Argument ist im Kontext der soziologischen Methodendiskussion und vor dem Hintergrund eines anderen Datentyps aufgeworfen worden. Es stellt nicht den dokumentarischen Sinn, sondern die dokumentarische Leistung des ethnografischen Schreibens infrage. Dieses Argument rekurriert auf ein Bezugsproblem, das mit dem Vergessen des Ethnografen und dem Verschwinden der Kultur verwandt ist: die Flüchtigkeit des Sozialen, die aus dem Vollzugscharakter sozialer Wirklichkeit in der Zeit folgt. Dieses Bezugsproblem wird in einem wegweisenden Aufsatz zur Methodologie der *Aufzeichnung* definiert (Bergmann 1985)⁴ und soll im Folgenden ausführlicher diskutiert werden, weil es die von vielen Soziologinnen an Aufzeichnungen geknüpften Erwartungen sind, die Beschreibungen ihre relative Entwertung bescheren.

Jörg Bergmann identifiziert Aufzeichnungen als ‚registrierende Konservierungen‘, die sich markant von den ‚rekonstruierenden Konservierungen‘ sowohl des Alltagslebens als auch anderer Datentypen unterscheiden. Beim ‚Registrieren‘ werden Daten zeitgleich und deutungsfrei konserviert, beim ‚Rekonstruieren‘ ex post und immer schon interpretativ. Im Sinne dieser Unterscheidung haben Beobachtungsprotokolle zwar einige Merkmale des zeitgleichen Registrierens, wegen der beschränkten ‚Aufnahmekapazität‘ menschlicher Beobachter teilen sie aber mit Daten aus Interviews und amtlichen Statistiken unter anderem folgende Schwächen: „1. dass diese Daten selbst (und nicht erst deren spätere Bearbeitung) das Ergebnis sekundärer Sinnbildungsprozesse sind, die den primären Sinnzusammenhang ... undurchdringlich überlagert haben. 2. dass über diese Daten das soziale Original ... in die Formstrukturen der rekonstruktiven Gattungen transformiert wurde ...“ (1985: 306).⁵ Die registrierende Konservierung folgt dagegen „einzig und allein dem Geschehen“. Sie erlaubt, dieses „kontinuierlich über einen genügend langen Zeitraum hinweg in seiner Ereignisfülle zu dokumentieren“ (ibid.: 306) und in seiner „authentische(n) Ereignishaftigkeit (zu) bewahren“ (ibid.: 312). Die sinnstiftungsfreie Aufzeichnung lässt die primäre Sinn-

⁴ Dieser Aufsatz bezieht sich (aus der Perspektive der Konversationsanalyse) primär auf *Tonaufzeichnungen* als gängige Praxis fast aller Formen qualitativer Sozialforschung. Der Einsatz der Kamera ist demgegenüber eine speziellere Praxis, die keineswegs jüngerem Datum ist (Petermann 1991), aber noch nicht eine der Konversationsanalyse vergleichbare Methodologie für visuelle Daten hervorgebracht hat; vgl. aber Mohn 2002.

⁵ Z. B. nach den Erfordernissen einer guten Geschichte, die ‚Unwichtiges‘ bereits ausgesondert hat.

struktur des Geschehens unberührt. Dagegen ist jede sprachliche Vergegenwärtigung eines Ereignisses ex post eine Deutung, also dessen interpretative Neuschaffung (ebd.: 305).

Das Beobachtungsprotokoll hat im Vergleich zur Aufzeichnung also mindestens zwei gravierende Schwächen: 1. Seine Dokumentationsleistung ist angesichts der ‚Vergesslichkeit‘ menschlicher Beobachter und gemessen am hohen Detaillierungsgrad der Verlaufsdokumentation durch Aufzeichnungen sehr bescheiden. Man mag sie erst wieder in Betracht ziehen, wenn man sich zwei ‚Preise‘ für die Dokumentationsleistung von Aufzeichnungen vergegenwärtigt. Zum einen müssen sie Ereignisabläufe aus forschungsökonomischen Gründen zeitlich stark reduzieren. Sie lassen sich nur für kurzlebige Praxisausschnitte (also für mikrosoziologische Fragestellungen) generieren und auch dies natürlich nur unter der Voraussetzung, dass ihr technisches Equipment einen ‚Feldzugang‘ findet. Beschreibungen sind hier weniger ‚präsenzfixiert‘ (Scheffer 2001: 82), sie können Handlungszüge auch in einer Langzeitperspektive erfassen, die Bezüge zur Interaktionsgeschichte oder zu ihrem ‚Output‘ für längerwellige Prozesse (Verfahren etwa) erkennen lässt, die durch die ‚Momentaufnahme‘ einer Aufzeichnung abgeschnitten werden müssen.

Zum anderen müssen Aufzeichnungen anstelle der Selektivität des Beobachters der Selektivität ihres Mediums freie Bahn geben. Auch ein Tonband garantiert ja nicht die ‚unbefleckte Empfängnis‘, die viele seiner soziologischen Nutzerinnen von ihm erwarten.⁶ Es registriert Ereignisse zu einem bestimmten Zeitpunkt und von einem bestimmten Ort aus, es nimmt nur bestimmte Geräusche auf, andere überhört es, darüber hinaus ist es natürlich blind. Und die Videoaufzeichnung erzeugt nur dann ein ausgezeichnetes Dokument, wenn man dem gewählten Bildausschnitt der Kamera zugesteht, was man keinem menschlichen Teilnehmer konzedieren würde: festzuhalten, was sich nun ‚tatsächlich‘ abgespielt hat. Hier können Beobachtungsprotokolle Ergänzungen von Kontextbeobachtungen bieten, von denen das Tonband nichts weiß oder die der Bildausschnitt einer Kamera nicht erfasst (vgl. Knoblauch 2001).⁷

⁶ Auch Bergmann moniert, der soziologische Tonbandgebrauch kümmere sich zuwenig um die transformative Qualität seiner Daten (1985: 317).

⁷ Im Anschluss an den Aspekt der Selektivität lässt sich ein Komplementärverhältnis von Aufzeichnung und Beschreibung feststellen: Einerseits können und müssen Protokolle technische Aufzeichnungen substituieren und er-

2. Dieses mögliche Komplementärverhältnis von Aufzeichnungsfokus und Kontextbeschreibung lässt aber die zweite gravierende Schwäche des Beobachtungsprotokolls unberührt: die ‚unheilbare‘ Hybridisierung von Darstellungsebenen, die Kontamination der Daten mit ihrer interpretativen Analyse. Beschreibungen sind hier suspekt, da es in ihrem Fall nicht das gibt, was man mit einem Set industrieller Metaphern als ‚Rohdaten‘ einer ‚Erhebung‘ bezeichnet: jenes frisch geborgene Material einer ‚Stichprobe‘, an dem noch der Schmutz des Schürfbereiches und der Schweiß des Forschers hängt.⁸ Die hingeworfenen *fieldnotes unterschreiten* dieses Niveau ebenso wie die leiblichen Spuren, die der Feldaufenthalt im Beobachter hinterlässt. Beides sind höchstens Proto-Daten. Die am Schreibtisch ausgearbeiteten Protokolle dagegen *überschreiten* das Niveau von Rohdaten bereits erheblich. Schon bei der primitiven Akkumulation ethnografischen Wissens findet sich anstelle einer scheinbar „nackten“ audiovisuell-reproduktiven Verdoppelung“ (Bergmann 1985: 301) sozialer Phänomene Hinzufügungen, Auslassungen, Akzentuierungen, Wendungen, kurz: Darstellung.

Verglichen damit erscheinen Aufzeichnungen tatsächlich, wie Bergmann suggeriert, als detailgetreue Kopie eines „sozialen Originals“ – sicherlich keine 1:1 Abbildung,⁹ aber doch eine Konservierung der „primären Sinnstruktur“ eines Geschehens. Überprüfen wir einmal diesen Standard, der Beschreibungen in der qualitativen Sozialforschung als einen „nach Möglichkeit zu vermeidenden Ersatz“ (Oevermann 2000: 113) erscheinen lässt. Dabei ist

gänzen, andererseits empfehlen sich Aufzeichnungen als nützliche Hilfsmittel, die für Beobachtungen freistellen und damit die Möglichkeiten der Beschreibung steigern. Zur Notwendigkeit, Forschungsselektionen grundsätzlich nicht nur als Kapazitätsproblem, sondern als Problem der qualitativen Steuerung von Aufmerksamkeit zu sehen, vgl. Amann/Hirschauer 1997: 22.

⁸ An dieser Stelle findet sich nur die erwähnte weiche Differenzierung von Genres: Die Dokumentation von Teilnehmer-Außerungen im Wortlaut sowie *fieldnotes* und Protokolle sind natürlich ‚roher‘ als etwa Memos, aber auch für sie gilt, was Clifford (1990: 58) über ‚Rohes‘ formuliert: „Fieldnotes contain examples of my three kinds of writing: inscription (notes, not raw but slightly cooked or chopped prior to cooking), description (notes sautéed, ready for the later addition of theoretical sauces), and transcription (reheated leftovers?).“

⁹ Bergmann (1985: 317f.) mahnt gegen eine naiv-realistische Erwartung an Aufzeichnungen explizit zu epistemologischer „Vorsicht im Umgang mit audiovisuellen Aufzeichnungen“ und verweist auf ein „konstruktives Moment“. Auf dieses werde ich zurückkommen.

zunächst zu berücksichtigen, dass die meisten Aufzeichnungen ihre Dokumentationskraft erst nach einem Übersetzungsschritt erlangen: Das häufigste Arbeitsmittel der folgenden Datenanalyse und -präsentation ist das Transkript.¹⁰ Bei der Verschriftlichung sind Laute akustisch zu verstehen und als individuelle Äußerungen zu isolieren; Gleichzeitiges ist zu sequenzieren, und es ist mithilfe standardisierender Regeln zu entscheiden, was als ‚Hintergrundgeräusch‘ vernachlässigt und wie mit Überlappungen, Pausen, Intonation und parasprachlichen Merkmalen verfahren wird (Psathas/Anderson 1990). Insofern arbeiten wir auch bei Aufzeichnungen mit sprachlichen Rekonstruktionen, nämlich der schriftlichen Rekonstruktion eines Transkribenten, der aus Lautfolgen Sinn macht. Man könnte hier nun die relative Deutungsarmut der ‚*transcription*‘ gegenüber der ‚*description*‘ hervorheben, stattdessen sei die Leistung von Aufzeichnungen einmal unter Verzicht auf die korrespondenztheoretische Referenz auf einen möglichst ‚unberührten‘ Gegenstand betrachtet und im Kontext des soziologischen Wissensprozesses analysiert.

Exkurs: Können Aufzeichnungen ein Original konservieren?

Aufzeichnungen und Transkripte erzeugen Eigenschaften eines Gesprächs, die es für die Teilnehmer *nicht* hat. Z. B. registrieren sie Geräusche und Satzabbrüche, die i.d.R. unterhalb der Bewusstseinschwelle der Gesprächsteilnehmer bleiben und auch bleiben müssen, um ihre Sinnproduktion nicht zu behindern. Aufzeichnungen lösen nicht nur das Problem, dass sich die Dinge ereignen und sofort wieder verschwinden (Flüchtigkeit), sondern dass sie sich in einer Komplexität ereignen, von der das Bewusstsein der Teilnehmer nur einen kleinen Ausschnitt realisieren kann. Insofern geht es bei Auf-

zeichnungen gar nicht unbedingt um eine möglichst unverfälschte Kopie dessen, was die Teilnehmer tatsächlich *getan* haben, aber jedenfalls von vornherein (d. h. nicht erst in der Datenanalyse) um eine *Überbietung* dessen, was sie davon haben *wissen* können.¹¹

Darüber hinaus schaffen Aufzeichnungen und ihre Transkripte ein Gespräch, das mit sich identisch ist. So ein Gespräch gibt es im Alltag *nicht*, weil dessen rekonstruktiver Modus der Konservierung die Möglichkeit einer beständigen Reinterpretation durch die verschiedenen Teilnehmer ja offen hält. Reinterpretierte Ereignisse aber halten nicht still, sie wackeln und changieren. Versuchen wir eine ‚*respondent validation*‘ der Aufzeichnung eines Ehestreits. Das Ehepaar liest und kommentiert unser Transkript: Es war nicht die Äußerung, es war ihre Konnotation; es war nicht das aktuell Gesagte, es war seine Vorgeschichte; es waren nicht die Worte, es war der Tonfall; und wenn es so gesagt war, dann war es ‚nicht so gemeint‘. Es ist aussichtslos. Den Ehestreit, so wie er wirklich war, hat es nie gegeben (es sei denn, die Teilnehmer einigten sich tatsächlich auf so eine ‚endgültige‘ Fassung).

Die besondere Leistung der technischen Konservierung liegt also gerade nicht im wortgetreuen Kopieren, im neutralen Herstellen einer textuellen Doublette, sondern darin, dass sie etwas völlig Neues schafft: das singuläre, mit sich identische Gespräch. Artificielle Singularität ist aber gerade das, was ein ‚Original‘ im Wortsinn auszeichnet: einmaliges Zeugnis eines schöpferischen Moments zu sein. Das kann man vielleicht über die Leistung des Transkribenten sagen, nicht aber über alltägliche soziale Prozesse: Deren Temporalität ist ja nicht bloß momenthaft, sondern auch episodisch, biografisch oder historisch, und deren Bezeugungen sind fast nie einmalig, sondern vielstimmig und vieldeutig. Das Transkript schafft also nicht eine Kopie des Gesprächs so wie es für seine Teilnehmer stattgefunden hat, sondern ein ‚Original‘ (d. h. einen Referenten) für den Diskurs seiner soziologischen Beobachter. Das soziale Original und seine ‚primäre Sinnstruktur‘ ist eine kunstvolle soziologische Reifikation einer beständigen Reinterpretation der Zeit: *ein* Zeuge (das Mikrofon), *ein*

¹⁰ Hier sind zwei Differenzierungen zu machen, zum Ersten für die Form der Aufzeichnung: Transkripte sind primär für akustische Mitschnitte (also das Gros aller Aufzeichnungen) relevant, bisweilen wird aber auch für Videoaufzeichnungen immer noch eine ‚textuelle Bändigung‘ über Notationssysteme empfohlen (Overmann 2000: 112ff.). Zum Zweiten finden sich unterschiedliche Umgangsweisen mit Aufzeichnungen in der empirischen Sozialforschung: In hermeneutischen Analysen oder in inhaltsanalytischen Interviewstudien verlässt man sich i.d.R. auf den verschriftlichten Wortlaut, in der am Vollzug des Sprechens interessierten Konversationsanalyse wird dagegen in der Datenanalyse auch auf die Ton- bzw. Videoaufzeichnung zurückgegriffen, erst in der Publikation verdrängt das Transkript die Aufzeichnung.

¹¹ Von daher erscheint es fragwürdig, dass sich die Sequenzanalyse (in der Konversationsanalyse oder der objektiven Hermeneutik) mit ihrem Retrospektionsverbot so strikt auf den Stand des je aktuellen Teilnehmer-Wissens beruft. Dieses kann für ein Verfahren kein ‚golden standard‘ sein, das dieses Wissen von vornherein einerseits durch die Selektivität des Mediums chronisch unterschreitet, es andererseits aber durch die Genauigkeit des Registrierens so weit hinter sich lässt.

Zeugnis (die Aufnahme), *eine* Abschrift (das Transkript), *ein* Referent (das Gespräch ‚so, wie es war‘). Würde es zurückgegeben, ginge dieser Charakter (im ‚Ehestreit‘) sofort wieder verloren.

Die entscheidende Leistung der Aufzeichnung besteht also in einer *Dekontextualisierung*: Was in der sekundlichen Temporalität als exakte Verlaufskonservierung erscheint, wirkt in der Zeit biografischer oder historischer Prozesse wie ein Schnappschuss, der etwas ständig Bewegtes abrupt stillstellt. Aufzeichnungen entziehen dadurch den Teilnehmern die Kontrolle darüber, ständig neu zu definieren, was geschehen ist, sie entreißen ihren Rekonstruktionen eine definitive Fassung – alles was sie gesagt haben, kann nun ‚gegen sie verwendet‘ werden. Wir haben unsere ‚Daten‘ von ihnen emanzipiert.

Das soziale Original ist eine soziologische Fiktion, eine der Aufzeichnungstechnologie immanente Idealisierung. Ihre Aufrechterhaltung verlangt, dass auch die schriftliche Repräsentation der Aufzeichnung als ‚unantastbares‘ Dokument eines solchen Originals behandelt wird, dass man also bestimmte Teile der eigenen Textproduktion *stabilisiert* (eben so wie man später einen anderen Teil als zitierfähige Publikation, als Dokument ‚geistigen Eigentums‘, stabilisieren wird). Diese Praxis ist insofern rein konventionell, als es ebensogut möglich wäre, durch das Transkribieren nicht auf originalgetreue Kopien, sondern auf maximale Variation zu zielen: alle Hörweisen so ernst zu nehmen, wie man alternative Leseweisen in der Hermeneutik ernst nimmt, und dann diejenige auszuwählen, die einer Transkriptionsgemeinschaft am meisten Sinn macht. Dass wir in der Anfertigung von Transkripten nicht so verfahren (sondern uns auf gelegentliche Modifikationen beschränken), hat den Grund, dass die Annahme eines Originals eine äußerst *nützliche* Fiktion (Mohn 2002) für den soziologischen Wissensprozess ist und zwar in dreierlei Hinsicht:

Aufzeichnungen erlauben erstens eine strikte Sequenzierung des Forschungsprozesses, die der Generierung von empirischem Material ein Ende setzt (indem sie sie zur *black box* macht) und seiner Analyse einen Anfang. ‚Daten‘ entstehen gewissermaßen im toten Winkel dieser beiden Prozesse. Aufzeichnungen arbeiten in dieser Sequenz wie Operationalisierungen in der quantitativen Sozialforschung: So wie man anstelle der gemeinten Sache eine Forschungsoperation als Referent der soziologischen Analyse etabliert, so behandelt man ein Transkript als Doublette einer ‚primären Sinnstruktur‘.

Die Fiktion hat zweitens eine Funktion für die Datenanalyse. Die Aufzeichnung steht für eine ‚zwin-

gende Fassung‘, die wie ein künstlicher Schiedsrichter den soziologischen Diskurs pazifiziert und diszipliniert. In hermeneutischen Analysen etwa würde das Karussell der Interpretationen ohne einen ultrastabilen Referenztext aus seiner Verankerung fliegen. Aufzeichnungen stellen zur extensiven Produktion soziologischer Sinnstiftungen frei, indem sie deutungsfreie Inseln suggerieren, gewissermaßen ‚Land unter den Füßen‘, auf das sich die unwahrscheinlichsten Interpretationen bauen lassen.

Eine dritte wichtige Funktion liegt schließlich in der Rhetorik der Präsentation von Daten, also in der Text-Leser-Beziehung. In Publikationen fungieren ‚Rohdaten‘ als exemplarische Beweis- und Belegstücke für einen soziologischen Argumentationsgang. Ihre Darbietung bewahrt Texte vor hermetischer Schließung, indem sie Lesern eine Teilnahme an der Datenanalyse anzubieten scheint. Die Daten dokumentieren frühe Stadien eines soziologischen Wissensprozesses (und erleichtern so dessen Rekonstruktion), sie werden aber routinemäßig als Dokumente ‚des Feldes‘ und seiner ‚Stimmen‘ rezipiert. Das hat vor allem den Grund, dass sich ihre Präsentation desselben Authentifizierungsverfahrens bedient wie die innerwissenschaftliche Kommunikation: Sie *zitiert*, d. h. sie differenziert Äußerungsformate (Zitat und Kommentar), als könne sie dem Leser damit auch einen Vergleich zwischen Kopie (Zitat) und Original (Ursprungstext) anbieten, der zweifelsfreie Urteile über ihre Übereinstimmung zuließe. Dass diese Geste auch bei empirischen Daten i. d. R. ausreicht, um den Leser in die Validierung des Textes zu involvieren, hat zwei Gründe. Zum einen ist die zitatformige Behauptung, ein Original im Text abzubilden, als eingelebte vertrauensbildende Maßnahme wissenschaftlicher Kommunikation so etabliert, dass eine tatsächliche Überprüfung von Zitaten kaum jemals stattfindet. Zum anderen verweist die Transkriptionsgenauigkeit auf eine beeindruckende Bürgschaft des Zitats: eine Kombination des *High-Tech* von Richtmikrofon und *Digital-Recording* mit jener alten mönchischen Praxis der getreuen Abschrift vor der Erfindung des Buchdrucks.

Was folgt aus unserer wissenssoziologischen Rekonstruktion der Leistungen von Aufzeichnungen und ihrer verfahrensimmanenten Idealisierungen? Aufzeichnungen konservieren soziale Prozesse nicht einfach, sie de- und rekontextualisieren sie vielmehr auf eine hochkomplexe Weise: Sie transferieren Geschehnisse aus Alltagskontexten in den Kontext soziologischer Argumentation, indem sie das Teilnehmerwissen von ihrer Tatsächlichkeit zugleich über- und unterschreiten, ein singuläres Ereignis textuell reifizieren, ‚Daten‘ von der Kontrolle der Teilneh-

mer emanzipieren und einen stabilen empirischen Referenten innerhalb des soziologischen Diskurses etablieren. Es wird zu prüfen sein, ob und wie Beschreibungen etwas Vergleichbares leisten können. Zwei Dinge erscheinen bereits klar: 1. Beschreibungen wie Aufzeichnungen müssen gleichermaßen als *soziologische Artefakte* gewürdigt werden. 2. Beschreibungen sind, verglichen mit Aufzeichnungen, nur schwache ‚Dokumentationen‘. Es sind schlechte Verlaufprotokolle (jedenfalls im Hinblick auf sekundliche Temporalität), und sie können den Lesern nicht eine textimmanente disziplinäre Kontrolle von Interpretationen anbieten. Die Beschreibung scheint also auf die genannten kompensatorischen oder Residualfunktionen beschränkt, wie sie die Grenzen der Aufzeichnung pragmatisch verlangen. Die Frage ist nur, ob man damit schon ihre zentrale Funktion und ihr eigentliches Problem erfasst hat.

3. Das Problem der Versprachlichung

Das Ideal einer möglichst neutralen ‚Abschrift‘ sozialer Prozesse, an dem sich die Methodologie der Aufzeichnung orientiert, ist nicht nur epistemologisch fragwürdig. Es teilt auch mit jenem anderen, in der Kulturanthropologie diskutierten Modell der Übersetzung von Selbstbeschreibungen eine Prämisse, die es für das Verständnis ethnografischen Schreibens nur bedingt brauchbar macht: dass sich der Gegenstand überhaupt schon in sprachlicher Form befindet und nur von einer Sprache in eine andere oder vom Mündlichen ins Schriftliche zu übertragen wäre. Konzipiert man das ethnografische Schreiben in einem solchen Rahmen, kann man seine spezifische Leistung gar nicht mehr sehen. Sie liegt *vor* der Schriftlichkeit transkribierter Aufzeichnungen und erst *recht vor* der Rhetorik publizierter Texte: in der Versprachlichung des Sozialen.

Der soziologische Diskurs besteht wesentlich aus sprachlicher Kommunikation. Bilder haben in ihm gegenüber Texten, vergleicht man etwa mit den Naturwissenschaften, eine klar untergeordnete Funktion, oder sie gelten als Spezialgebiet einer eigenen ‚visuellen Soziologie‘. Unter dieser (hier nicht weiter problematisierten) Voraussetzung ist es ein Problem aller Formen empirischer Sozialforschung, wie soziale Wirklichkeit *Zugang* zum soziologischen Diskurs bekommt. In den meisten Fällen stützen wir uns dabei auf eine primordiale Verbalisierung durch die Teilnehmer. Die positiven Daten, das ‚Gegebene‘, ist in der empirischen Sozialforschung fast immer das *Gesagte*: Erzählungen und (mündliche wie schriftliche) Auskünfte, Gespräche und Diskurse.

Bei Diskurs- und Konversationsanalysen stehen die sprachlichen Formen im Vordergrund: gut artikulierte Schriftkommunikation (von Journalisten, Wissenschaftlern, Politikern u.a.) oder alle möglichen Formen des mündlichen Austausches, sofern sie sich nur aufzeichnen lassen. Bei den meisten Formen von Interviews wird die Sprache dagegen als ein transparentes Medium ohne Eigenschaften genommen, wie ein Fenster, durch das uns die Informanten in ihre Welt schauen lassen. Für diesen eher naiven Zugang schöpfen Interviews allerdings nicht nur vorhandene Teilnehmer-Verbalisierungen ab, sie bemühen sich um ihre Stimulierung, indem sie ‚Informanten‘ in Gesprächssituationen zu bringen und zu halten versuchen, in denen sie ‚Rede und Antwort stehen‘. Interviews sind Verbalisierungstechniken, die Personen ein spezifisches Wissen unterstellen, das mittels ‚Befragungen‘ abschöpfbar sein soll.

Auf diese Weise suchen Interviews Zugänge zu vergangenen Ereignissen und Erlebnissen, zur Beschaffenheit von Lebensumständen, zu verschlossenen Lokalitäten und zu ‚inneren Welten‘ (Meinungen, religiöse Überzeugungen u.a.). Die wesentlichen methodischen Probleme sind unterschiedliche Verbalisierungsschwellen, Grenzen der Auskunftswilligkeit und -fähigkeit von Informanten: Motivationsprobleme, Erinnerungslücken, Wissensgrenzen, Grenzen der Reflexion und Selbstbeobachtung, Affekte wie Scham- und Schuldgefühle oder Angst vor sozialen Konsequenzen des Sprechens. Verschiedene Gesprächstechniken versuchen diese Schwellen zu senken, darunter die allgemeine Gestaltung der Sprechsituation (Zusicherung von Anonymität und Konsequenzenlosigkeit, Zuhörerbereitschaft und neutrales Zulassen aller Antwortmöglichkeiten) und spezifische Elizitierungstechniken zur Ausschöpfung etwa von Erinnerungen (Kallmeyer/Schütze 1977) oder von Reflexionspotential (Ullrichs 1999), die über das ‚Abrufbare‘ hinausführen.¹²

Ein Verstummen der Teilnehmer wirft in diesen Formen empirischer Sozialforschung sofort Interpretationsprobleme auf. Ob in Interviews – Dunkelziffer, *Non-Opinion*, Rapportprobleme? – oder in der Konversationsanalyse – vielsagendes Schweigen, nonverbale Reaktion, Aufzeichnungsproblem? – es

¹² In der Datenanalyse versuchen insbesondere hermeneutische Verfahren (Wohlrab-Sahr 1999: 155) darüber hinaus, soziologische Deutungsansprüche auf das zu erheben, was Informanten gerade *nicht* mehr verbalisieren konnten. Ihr Schweigen wird als verborgener Sinn identifiziert, der sich offenbart, wenn man ihn nur lang genug mit Kommentaren belagert.

macht Probleme, wenn uns die Teilnehmer beim Sprechen allein lassen. Eben dies ist aber nun die Standardsituation von Beobachterinnen. Sie müssen soziale Tatsachen *von vornherein* (und nicht erst in der Präsentation von Daten und Argumenten) in eigene Worte fassen. Beobachter kommen in diese Lage, weil sie es auch mit solchen Aspekten sozialer Wirklichkeit zu tun haben, zu denen die Verbalisierungen der Teilnehmer *keinen* Zugang bieten: materielle Settings, wortlose Alltagspraktiken, stumme Arbeitsvollzüge, bildhafte Performativität usw. Solche Aspekte müssen, bevor man Texte als geronnene ‚Materialbasis‘ empirischer Forschung gewinnen kann, erst einmal sprachlich verflüssigt werden. Sie sind noch gar nicht in dem Medium, von dessen schriftlichen Fixierung wir uns eine solide Datenbasis erhoffen.

Diese Lage der Ethnografin hat etwas Peinliches. Während der dekonstruktivistische Diskurs ihre literarische Raffinesse ans Licht zerrt, steht sie als Feldforscherin allein mit ihren Erfahrungen, um Worte verlegen, und nur mit den Mitteln der Alltagssprache gewappnet. Schlimmer noch, sieht sie sich genötigt, sich selbst als Quelle zu nehmen, wo man sonst nur ein Zitat der ‚Anderen‘ zur Autorisierung eigener Darstellungen verwendet. Dieser einfachste Autorisierungsstrick des Zurücktretens hinter andere (deren Äußerungen man ‚nur bezeugt‘) funktioniert nicht, wenn man eine Beschreibung anfertigt. Eine beängstigende Freiheit! Das primäre Bezugsproblem ethnografischen Schreibens zwingt dazu, eine beschämend private Sache, wie persönliche Sinneswahrnehmungen es sind, in die öffentliche Angelegenheit wissenschaftlicher Kommunikation überführen zu müssen.

Der Kern der ethnografischen Autorschaft ist also das Verbalisieren. Es wirft eine Reihe von Fragen auf: welche *Lösungen* das ethnografische Schreiben für dieses Problem entwickelt hat; wie sie sich im *Prozess* des Schreibens darstellen; welche *Gütekriterien* für seine Überwindung stehen usw. Diese Fragen können im Rahmen dieses Aufsatzes nicht abschließend beantwortet werden. Im Folgenden sei die Aufmerksamkeit aber ganz auf die Explikation des zugrundeliegenden Bezugsproblems gerichtet, das die Beschreibung laufend zu lösen hat. Nennen wir es die *Schweigsamkeit* des Sozialen.¹³

¹³ Mit dieser Metapher ist nicht nur das bezeichnet, was die Alltagssprache unter Schweigen versteht – ein Aussetzen der Sprechpraxis – sondern zum einen eine Leerstelle für eine auf Verbaldaten fixierte Forschung, zum anderen eine stumme Herausforderung für Beschreibungen, etwas eben doch ‚zum Sprechen zu bringen‘, das Widerstände gegen Verbalisierungen bietet.

Dieses Bezugsproblem tritt in verschiedenen Formen auf. Die ethnografische ‚Forschungsfront‘ verläuft an unterschiedlichen Grenzen der Verbalisierbarkeit: an den Linien des Stimmlosen, des Unaussprechlichen, Sprachlosen, Unbeschreiblichen, Vorsprachlichen, Sprachunfähigen und des sich wortlos Zeigenden.

3.1 Das Stimmlose und das Unaussprechliche

Noch bevor Ethnografen bei der Verbalisierung ganz auf sich gestellt sind, haben sie es oft mit dem Problem zu tun, dass Teilnehmer-Verbalisierungen zwar im Prinzip vorhanden sind, aber aus verschiedenen Gründen keinen Zugang zum soziologischen Diskurs finden: weil sie elementar unverständlich sind (1), weil Machtbeziehungen des Feldes ihre Artikulation einschränken (2) oder weil kulturelle Normen des Sprechverzichts sie verstummen lassen (3).

(1) Bekannt ist die Ethnografie zunächst dafür, dass sie elementar Unverständliches zu bewältigen hat, das ‚uns nichts sagt‘. Lösen soll dieses Problem eben die auf Sprach- und Kulturkenntnis gestützte dichte, interpretative Beschreibung, die Aufschluss über die Kontextualität von Phänomenen vermittelt. Vor allem Geertz hat die ethnografische Beschreibung hier gegen positivistische Varianten „radikal verdünnt“ (1987: 24) Verhaltensprotokollierung profiliert. Sie soll eine exemplarische Darstellung von allgemeinen Bedeutungsstrukturen an spezifischen Situationen sein, d. h. sie ist weniger Abbild als Schaubild: Die entscheidende Repräsentationsbeziehung wird nicht wie in der Methodologie der Aufzeichnung für die Exaktheit einer Abschrift von einem Original postuliert, sondern für die Aussagekraft einer ausgewählten Szene für ein kulturelles Ganzes (etwa des Hahnenkampfes für die Balinesische Kultur). Die dichte Beschreibung soll nicht festhalten, ‚was der Fall ist‘, sondern verstehbar machen, *für was* etwas ein illuminativer Fall ist.

Das Unverständliche ist ein Beschreibungsproblem, das insofern noch im Vorfeld des ‚Schweigens‘ liegt, als es nicht nur an stummen Prozessen (fremdartigen Praktiken und Ritualen) auftritt, sondern auch an fremdsprachigen Stimmen, die allerdings wegen ihrer Unverständlichkeit genauso gut schweigen könnten: sprachliche Zeichen sind verfügbar, aber verschlossen. Sie verlangen nach einer *Übersetzung*. Deren Aufgabe ist es, „uns mit anderen Antworten vertraut zu machen, die andere Menschen ... gefunden haben, und diese Antworten in das jedermann zugängliche Archiv menschlicher Äußerungen auf-

zunehmen“ (Geertz 1987: 43). Eine Übersetzung ist immer auf Verstehensprozesse angewiesen, die anstelle eines Bruches mit dem Teilnehmerwissen nachlaufenden Rückkopplungen verlangen: jener Verschmelzung von Teilnehmer- und Beobachterrelevanzen, die interpretativen Beschreibungen ihren unvermeidlichen ‚Hybridcharakter‘ gibt.

(2) Ein dem Übersetzungsbemühen einer interkulturellen Erfahrung verwandter Anspruch der Ethnografie liegt darin, dem Stimmlosen oder Unhörbaren eine Stimme zu geben – wie ein akustischer Verstärker. Das ‚Voicing‘ liegt vor allem nahe, wo scharfe Hierarchien von Sprachen und Diskursen nach einer kompensatorischen Sprecherposition zu verlangen scheinen, die Ethnien oder bestimmten Gruppen in ihnen ‚eine Stimme gibt‘, also niederen Diskursen zu sozialer Mobilität verhilft. Die Stimmlosigkeit ist (wie das Übersetzungsproblem) zunächst ein Verbalisierungswiderstand, den man auch vom Interview kennt. Es ist ein Problem der Informanten(selbst)auswahl: Nicht nur sprach- und definitionsmächtige Informanten sollen das Portrait einer Kultur bestimmen, sondern auch ‚mundtot‘ gemachte.

Im Hinblick auf solche unterdrückte Stimmen kann der ethnografische Rapport gegenüber kurzfristig angelegten Interviewbeziehungen einige Zugangsvorteile beanspruchen: Während das Experteninterview etwa gezielt von jenen Personen Gebrauch macht, die redselig und gut artikuliert über ein Feld Auskünfte geben, erlauben Ethnografien Einblicke darin, wie solche monologischen Sprecherpositionen in einem Feld strukturiert sind, so dass sie bestimmten ‚mündigen‘ Sprechern offen stehen, anderen nicht. Ferner lassen langfristige Forschungsaufenthalte retrospektiv erkennen, welche spezifischen Darstellungen Kulturfremden im Gesprächsformat des Interviews gegeben werden (Amann 1997). Und schließlich kann eine verbale Verslossenheit von Teilnehmern (ihre Einsilbigkeit, Wortkargheit, Verschwiegenheit) schon deshalb leichter auf dem Wege von langfristigen Forschungsbeziehungen angegangen werden, weil der werdenden ‚Insiderin‘ nicht erst mitgeteilt werden muss, was sie selbst schon zu teilen begonnen hat. Vor diesem Hintergrund hatte das ‚Voicing‘ in der soziologischen Ethnografie immer auch einen Einfluss auf die Selektion von Feldern – man denke nur an die vielen Whytes *Street Corner Society* folgenden Halbweltstudien über Szenen, die sich ausgeprägt visuell und aktivistisch (auch gewalttätig) artikulieren, aber nicht diskursiv.

Wichtiger als für die kulturelle Binnendifferenzierung wurde das ‚Voicing‘ aber für das Verhältnis des

Feldes zum Beobachter: die Stärkung der Teilnehmerstimmen gegenüber seinen Kategorien. Die *Ethnoscience* verlangte von der Ethnografie, den Informanten in Forschungen zur Strukturierung ihrer Erfahrungswelt ein Maximum an Kontrolle zu geben: „das Problem (ist) nicht ... zu verstehen, sondern sprechen zu lassen“ (Knorr 1984: 46). Eben dieses Motiv wurde in der postmodernen Kritik der ethnografischen Autorität radikalisiert. Die Vielstimmigkeit des Feldes soll nicht nur vor der Dominanz einiger Stimmen im Feld bewahrt werden, sie soll vor allem nicht durch die Ethnografin zum Schweigen gebracht werden. Verlangt wird die Eröffnung von *Mitsprache* gerade in dem Diskurs, den Fremde über die eigene Kultur führen. Literarische Formen, in denen die ‚multiple voices‘ der Untersuchten auch gegenüber dem Monolog des Autors gestärkt werden, sind für Clifford (1993) etwa dialogische und polyfone Texte, in denen die Untersuchten selbst als (Ko)autoren hervortreten können. Sie sollen von ‚stummen Mitautoren‘ zu echten avancieren. Die Idee der Koautorschaft verweist allerdings darauf, dass auch das ‚Voicing‘ noch unmittelbar an Stimmen des Feldes anschließen kann, ihnen fehlt gewissermaßen nur die Durchsetzungskraft. Verbalisierung ist hier noch (wie beim Interview) eine wesentlich *kollaborative* Leistung von Teilnehmer und Beobachterin.

(3) Eben diese Kollaborationschance schwindet beim Problem des *Unaussprechlichen*: das, was ein kultureller Zusammenhang mittels Normen knapp unter der Oberfläche der Sprache hält. Die Zurückhaltung gesprochener Sprache wird ja nicht nur konversationell erzwungen (als Schweigen des Zuhörers), sondern auch konventionell zugemutet: als eine Tugend, die fordert, ‚die Zunge zu hüten‘.¹⁴ Verbal aufgedeckt wird das, ‚worüber man nicht spricht‘, dann nur noch durch besondere Sprecher, vor allem durch Kinder, die etwa Behinderungen, Gewalttaten oder Peinlichkeiten unbefangen zur Sprache bringen.

Das Unaussprechliche hat nicht die Form eines Geheimnisses – einer ungleichen Distribution von Wissen aufgrund strikter Adressatenselektion –, sondern eher die eines ‚offenen Geheimnisses‘, das jedermanns Wahrnehmung zugänglich, aber einfacher Thematisierung verschlossen ist. Beim Umgang mit diesem Problem können ethnografische Beschreibungen nicht länger auf die Nähe zum kulturellen Geschehen rekurrieren, sie beginnen, auf sich selbst gestellt zu sein, und berufen sich daher

¹⁴ Zu den vielfältigen Formen institutionalisierten Schweigens vgl. Hahn 1991 und Bellebaum 1992.

auf ‚professionellen Abstand‘: Seit Robert Park findet sich in der ethnografischen Literatur die Empfehlung, einen illusionsfreien Blick mit lakonischem Realismus zu paaren. Der Blick soll nicht abgewendet, sondern eher ‚draufgehalten‘ werden wie die Kamera eines Kriegsreporters. Die Maxime ist: nicht davor zurückschrecken, etwas zur Sprache zu bringen, ohne es moralisch zu kommentieren. Beschreibungen des Unausprechlichen entstehen also aus einer Kreuzung von sprachlicher Entblößung mit moralischer Enthaltensamkeit.¹⁵

Das Unausprechliche als Herausforderung zu erkennen, muss aber nicht immer bedeuten, es mit Beschreibungen zu beseitigen; es kann unausgesprochen bleiben. Aber gerade dies verlangt natürlich, die Grenzen des Gesagten in der Sprache zu modellieren, z. B. mit Ellipsen und Andeutungen, in denen etwa Leidenserfahrungen nicht (im Sinne des ‚Reality-TV‘) sprachlich ausgebreitet, sondern nur auf den Leser transferiert (‚übertragen‘) werden, indem Auslassungen Räume für seine Imagination eröffnen.

3.2 Die Sprachlosigkeit

Der Beobachter, der sich von jenen Verbalisierungswiderständen gelöst hat, die in den Machtbeziehungen und kulturellen Normen des Feldes liegen, wird unweigerlich mit denen konfrontiert, die in seiner eigenen Person liegen. Während Aufzeichnungen Subjektivität als Ressource der Datengewinnung ausschlagen, gilt in der Ethnografie seit Malinowskis ‚Methodenmanifest‘ von 1926 die Person des Forschenden als primäres Instrument der Datengewinnung. Dessen, durch ‚Aufschreiben‘ bekämpfte Vergesslichkeit hatten wir bereits im Vergleich mit Aufzeichnungen diskutiert; grundlegender ist aber seine mögliche *Sprachlosigkeit*, eine situative ‚Aphasie‘: dass einem Beobachter ‚die

Worte fehlen‘ oder Erfahrungen ihm gar gänzlich ‚die Sprache verschlagen‘.

Zur Lösung solch elementarer Probleme des Benennens kann sich die ‚disziplinierte Subjektivität‘ (Wolff 1999), die man mit guten Gründen von aller qualitativen Sozialforschung verlangt, im Fall des teilnehmenden Beobachters nicht am Aufzeichnungsideal der asketischen Ausgrenzung des Subjektiven orientieren, naheliegender ist dessen disziplinierter *Einsatz*. Nur dieser macht nämlich die geringere sinnliche Selektivität des menschlichen ‚Aufzeichnungsmediums‘ fruchtbar. Der Beobachtungsbegriff hat hier die irreführende objektivistische Konnotation, Forschungssubjekt und -objekt seien klar unterschiedene Einheiten. Die teilnehmende Beobachtung ist aber immer auch wesentlich ‚Selbstbeobachtung‘, d. h. etwas, das gar nicht distanziert mit den Augen vollzogen wird. Wenn auch niedere Sinne und leibliche Binnenerfahrungen aktiviert werden, eröffnet dies eine gesteigerte Form von Rezeptivität, die sich durch das eigene Erleben hindurch auf den Gegenstand richtet. Für diese Rezeptivität gibt die Psychoanalyse ein interessantes Modell. Die ‚gleichschwebende Aufmerksamkeit‘ ist eine seismografische Aufzeichnungstechnik für affektive Regungen des *Objekts*, die sich in den stummen Leibessensationen des Analytikers spiegeln. Er gewinnt seine Daten via Selbstbeobachtung, indem er eigene Körperempfindungen, Fantasien und Gefühle (auch gegen ‚Widerstände‘) zur Wahrnehmung zulässt und dann (therapeutisch selektiv) mitteilt. Der Psychoanalytiker bringt also die unterstellten ‚inneren Konflikte‘ seines Gegenüber, die sich oft nur in körperlichen Symptomen äußern, zur Sprache, indem er Verbalisierungsprobleme zunächst *an sich selbst erzeugt*.

Auf eine ähnliche Weise transformiert auch die teilnehmende Beobachterin schweigsame soziale Phänomene in eigene Sprachlosigkeit. Daher kommt auch sie regelmäßig in die Verlegenheit, mit der Sprache einem bloß intuitiven Wissen oder auch nur vagen Gefühlen nachzusetzen. Die Herausforderung der Sprachlosigkeit für das ethnografische Schreiben besteht darin, auszuloten, welche Wahrnehmungen noch an wissenschaftliche Kommunikation anschlussfähig sind.¹⁶

Zum Umgang mit der Sprachlosigkeit findet sich in der Ethnografie vor allem die Einrichtung besonde-

¹⁵ Professionelle Distanz hilft natürlich nicht, wenn auch das innerakademische Sprechen von *political correctness* zensiert wird. Gelungene Beispiele zu deren ‚Unterwanderung‘ finden sich etwa in der Studie Carolin Längers (2002) über Interaktionen mit Blinden. Einerseits sind Blinde durch ihre elementare visuelle Abwesenheit selbst zum Aussprechen von allerlei Stimmungen und Gefühlen gezwungen (wer nicht anlächeln kann, fragt eben, ob er berühren darf); andererseits sprechen auch die Beschreibungen Längers ohne den kulturell geforderten ‚Mantel des Schweigens‘ aus, wie etwa ein zerstörtes Gesicht aussieht (und was es bei der Beobachterin auslöst), was mir hier freilich – ohne den soziologischen Kontext dieser Beschreibungen – auch nicht einfach zitierbar erscheint.

¹⁶ Einen schriftlichen Ausdruck findet dieses Problem im kommunikativen Privatismus von *fieldnotes*: Da ihre ersten Adressaten ihre Verfasser sind, sind sie i. d. R. für andere unleserlich, unverständlich und hochgradig indexikalisch; Beispiele dafür in Sanjek 1990.

rer sozialer Räume der Verbalisierung, Nischen zur Entfaltung der elementaren ethnografischen ‚Disziplin der Subjektivität‘: eben des Schreibens. Schon das hastige Notieren im Feld ist eine Praxis, die sowohl von der Unmittelbarkeit des eigenen Erlebens distanziert, als auch von den Relevanzen der Teilnehmer unterscheidet: Wenn manche Ethnografen im Schreiben einen ‚verräterischen‘ Zug sehen (Lofland 1971: 108f.), so hat dieses Loyalitätsproblem den wahren Kern, dass das Aufschreiben bereits einen ersten *Rückzug* von der Praxis anzeigt, deren Nähe man sich aussetzt. Kaum angekommen, verabschiedet man sich auch schon in eine hochgradig selbstbezogene Aktivität.

Dem Rückzug aufs Schreiben (im Feld) folgt der Rückzug in die Klausur der Schreibstube, in der die Verbalisierung konkurrenzfrei erlaubt und verlangt ist. Diese Zurückgezogenheit gibt auch Raum für eine oft sozialunverträgliche Praxis: endlos und rücksichtslos Fragen zu stellen. Sie erleichtert es, sich dem *Common sense* zu entziehen (Soeffner 1989: 85). Ferner pflegen viele Beobachter ein dem Selbstgespräch analoges, durch Privatheit geschütztes Genre des Schreibens: das Feldtagebuch. Es kann insofern zur Instandhaltung des personalen Forschungsinstruments beitragen, als es textuelle Nischen dafür bietet, sich belastende Aspekte des Feldaufenthalts ‚von der Seele zu schreiben‘.¹⁷ Einer solchen Entlastung von Publizität entgegen gesetzt ist schließlich die Öffentlichkeit des Kollegenkreises: eine ausgewählte Zuhörerschaft, die der Ethnografin mit animierenden Fragen die Zunge löst und mit konzeptuellen Vorschlägen die Begriffsstutzigkeit austreibt. In den Termini von Schweigeorden: Der Klausur folgt das Parlatorium.

In jedem dieser Räume werden persönliche Erfahrungen auf dem Wege der Versprachlichung sozialisiert. Dabei ist die Beziehung zwischen Erfahrung und Sprache natürlich nicht einfach eine des ‚Ausdrucks‘. Erfahrungen sind durch zahllose Codes präformiert, sie ereignen sich strukturiert durch das, was die verfügbaren Sprachen (des Alltags, des Feldes, der Disziplin) semantisch, syntaktisch und grammatisch zulassen, und ihre Aufbereitung folgt narrativen Mustern (Clifford 1986) sowie den Spielregeln kommunikativer Gattungen (Bergmann 1985: 306). Diese Strukturen der Sprache können die Verbalisierungsprobleme der Sprechpraxis aber nicht ‚von alleine‘ lösen. Der Beschreibende, der mit seiner Sprachlosigkeit ringt, ist weniger in der

Situation eines Erzählers, der einen Stoff retrospektiv wiederaufbereitet, als in der eines Geschmackstesters, der in situ Kategorien gebrauchen und für andere bereitstellen muss: Die gesuchten Worte liegen einem auf der Zunge wie der Wein, den man zu beschreiben versucht. Weinkenner oder Geschmackstester in der Lebensmittel-Industrie (Méadel/Rabeharisoa 2001) brauchen die Sprache nicht neu zu erfinden, aber sie müssen ein Vokabular entwickeln, nämlich ihren Wortschatz in neuen Anwendungsbereichen aktivieren, um dort kategorial differenzierte Erfahrungen machen zu können, und zwar übereinstimmende Erfahrungen.¹⁸ Die Wörter sind basale analytische Instrumente.

Auf ähnliche Weise hat auch die Beobachterin das, was sich ihr durch die Sinne ‚mitteilt‘ (was ihr Augen und Ohren ‚sagen‘) in sprachliche Mitteilungen, eine ganz andere Form von Signifikation, zu transformieren. Dieser Prozess wird durch die *schriftliche* Form unterstützt, in der die Versprachlichung stattfindet. Der Aufschreibezwang wirkt nämlich in zweierlei Hinsicht auf die Wahrnehmung zurück. Zum einen unterstützt er zusammen mit der bereits erwähnten mnemonischen Bewusstseinshaltung auch die Vergegenständlichung des Wahrgenommenen: So wie Schriftsteller ihr Leben als ‚Stoff‘ oder Fotografen ihre Umwelt als ‚Motiv‘ registrieren, sichten Ethnografen unter Schreibzwang ihr Feld unter dem Aspekt, empirisches ‚Material‘ sein zu können. Zum anderen geben bereits verfasste Protokolle die Folie für weitere Beobachtungen ab: Sie strukturieren und fokussieren das, was man am nächsten Tag wahrnehmen wird. Die in ihnen verwendeten Kategorien haben gestaltförmige Eindrücke und Erinnerungen oder sinnliche Synästhesien bereits begrifflich zerlegt. Die ‚Wörtlichkeit‘ der Sprache und die ‚Buchstäblichkeit‘ der Schrift haben ein analytisches Verhältnis zu eigenen Sinneswahrnehmungen geschaffen.

3.3 Das Unbeschreibliche

Eine weiteres Problem soziologischer Verbalisierung ist das *Unbeschreibliche*, das, was sich in seiner Komplexität oder Polyvalenz gegen die Simplizität einer Beschreibung sperrt. Das Komplexitätsproblem von Beschreibungen hat zwei zentrale Gründe. Der erste liegt in der schwachen Selektivität

¹⁷ An dieses Genre schließen seit den 90er Jahren allerdings auch eine Reihe von publizierten ‚Auto-Ethnografien‘ an (Ellis/Bochner 1997).

¹⁸ Méadel und Rabeharisoa zeigen, dass es der Entwicklung und Selektion von Hunderten von Deskriptoren braucht – kann ein Orangensaft ‚metallisch‘ schmecken oder ‚grün‘? – bevor solche übereinstimmenden Erfahrungen eines ‚kollektiven Körpers‘ möglich sind.

tät ihres Mediums. Lässt schon ihr ‚Aufzeichnungsinstrument‘ alle möglichen Sinneswahrnehmungen zu, so hat auch ihr Speicherungsmedium, die Sprache, eine viel geringere Selektivität als ein Tonband oder eine Kamera. Die Beschreibung ist ja nicht auf die Sprachlichkeit des Feldes beschränkt wie die Kamera auf seine Bilder, das Tonband auf seine ‚O-Töne‘: Alles könnte beschrieben werden. Erst vor diesem Hintergrund wird die Maxime der Fokussierung verständlich, die sich in ethnografischen Lehrbüchern (etwa: Spradley 1979) findet: Beschreibungen müssen schon deshalb *thematisch* hochselektiv sein, weil sie sich auf so vieles richten können.

Der zweite wesentliche Grund des Unbeschreiblichen liegt in der Temporalität sozialer Prozesse begründet, in einer Ereignishaftigkeit, für die man ‚so schnell keine Worte findet‘. Diese hat zwei Aspekte: zum einen die Gleichzeitigkeit sozialer Prozesse, zum anderen eben jene, die Methodologie der Aufzeichnung bestimmende Flüchtigkeit des Sozialen, dessen Tempo die Umständlichkeit der Sprache hinterherhinkt. Ich habe oben bereits gesagt, dass Beschreibungen sich auch mit größeren Zeiteinheiten befassen können als technische Aufzeichnungen. Sofern sie aber mikrosoziologischen Fragestellungen gelten, ist die Flüchtigkeit von Szenen, wie Bergmann argumentiert, der entscheidende Grund für den Einsatz technischer Medien. Sie ermöglichen, so Bergmann, vor allem eine zeitliche *Reorganisation* des flüchtigen Ereignisses (1985: 318), eine Manipulation seiner Zeitstruktur. Tonbänder und (wie ich ergänzen möchte) Transkriptionen sind „Zeitmaschinen“: Sie erlauben, die Temporalität eines Geschehens zu bewahren und zu verändern (ebd.: 304). Das manipulative Moment liegt in zwei Eingriffen: in einer *Fixierung* (einem ‚Anhalten‘ der Zeit), die eine wiederholte Betrachtung ‚desselben‘ (das die Fixierung konstituiert) erlaubt, und in einer *Dehnung* der Zeit durch die schriftliche Entfaltung von Ereignissen.

Auf der anderen Seite lassen sich aber auch im Rahmen der Möglichkeiten einer Beschreibung flüchtiger Mikroprozesse einige Analoga zu den Leistungen technischer Aufzeichnungen benennen. Die Fixierung und Dehnung realzeitlicher Vorgänge wird dabei erneut in einer Reihe von Hinsichten durch die schriftliche Form unterstützt, in der die Versprachlichung stattfindet. Für die mündliche Nachzählung ist das Unbeschreibliche oft ein unlösbares Problem, erst im Einsatz von *Schrift* kann es ‚kleingearbeitet‘ werden:

Der Wiederholungschance der Rezeption einer Aufzeichnung entspricht zunächst der Wiederholungszwang des Aufschreibens. Der zeitraubende

Schreibprozess ‚konserviert‘ nicht einfach (mnemotechnisch) eine Erfahrung, er verlangsamt vielmehr ihre Verarbeitung. Das Schreiben fixiert die Aufmerksamkeit erneut auf ein Ereignis und intensiviert die Erinnerung: Das schreibende Memorieren ist ein ‚Ruminieren‘ (Wiederkauen). Auf den Vorzug dieses Tempoverlustes wies schon Lofland (1971: 104) hin: Wenn man zur Verbesserung der Dokumentationsleistung auf Diktiergeräte statt Notizen zurückgreift, so kann man zwar einerseits schneller sprechen als schreiben, andererseits fehlt die eingesparte Zeit dann auch für die analytische Durchdringung des Erlebten.

Ein zweites Moment der Fixierung des Flüchtigen liegt darin, dass Erfahrungen in Schrift *materialisiert* werden. Notizen stimulieren den Erinnerungsprozess nicht nur, sie disziplinieren ihn auch, indem sie als unveränderliche schriftliche Dokumentation die Rekonstruktion vergangener Ereignisse begrenzen. Während das Aufschreiben die kurzfristige Erinnerung intensiviert, korrigiert das Aufgeschriebene („Material“) die langfristige Erinnerung. Die Verschriftlichung steigert insofern die ‚Widerstandsfähigkeit‘ von Erfahrungen gegenüber späteren theoretischen Interpretationen. Sie stärkt das Genre der *fieldnote* gegenüber der *analytical note*, die erfahrungsnahe Stimme der Ethnografin gegenüber den soziologischen Tönen, die sie später antimmen wird. Die Widerständigkeit von Beobachtungsprotokollen bleibt freilich viel geringer als die von Aufzeichnungen. Das hat nicht nur den bereits diskutierten Grund, dass sie von vornherein interpretativen Charakter haben, sondern auch den, dass sie oft explizit für einen späteren Formungsprozess hergestellt werden. Die Materialisierung des Flüchtigen entspricht hier also weniger einem Einfrieren ‚ein für alle mal‘ als einer erneuten Verlangsamung: einer ‚Verdickung‘ des Prozesses.¹⁹

Ein drittes Moment der Fixierung ist weiter entfernt von der Logik der Aufzeichnung. Aufzeichnungen *verschärfen* insofern das Flüchtigkeitsproblem, auf

¹⁹ Es gibt in der Ethnografie unterschiedliche Umgangsweisen mit Protokollen, die sie näher an den Status des unantastbaren ‚Originaldokuments‘ oder an den des ‚literarischen Stoffes‘ heranrücken, der zu Zwecken der Darstellung bearbeitet werden darf, ja ‚umgeschrieben‘ werden muss. (Siehe zu einer interessanten Kontroverse innerhalb einer Tandem-Ethnografie: Breidenstein/Kelle 1998: 145f.). Begrifflich könnte man so unterscheiden: Stoffe sind allgemeine (literaturgeschichtliche) Themen und Motive, denen durch individuelle Gestaltung Form zu geben ist. Empirische Materialien haben bereits idiosynkratische Formen, detaillierte Eigenstrukturen. Sie lassen sich ordnen und rearrangieren, aber nicht neu schaffen.

das sie gerichtet sind, als sie i.d.R. im Rahmen stichprobenartiger Erhebungen stattfinden, mit deren Ende die Ereignisse für die (‚flüchtige‘) *Soziologin* ‚verschwinden‘. Anders als eine solche „Tonbandjagd“ (Bergmann 1985: 299) kann ein längerfristiger Feldaufenthalt darauf vertrauen, dass soziale Sinnstrukturen in der routinehaften Lebenspraxis der Teilnehmer gespeichert bleiben und insofern weniger zu jagen als zu sammeln sind. Deshalb kann an die Stelle der einmaligen Aufzeichnung ‚desselben‘, das dann wiederholt ‚beobachtet‘ (als Transkript gelesen) werden kann, die wiederholte Beobachtung ‚desgleichen‘ (der typischen Szene, des Interaktionsrituals o.ä.) treten, das dann fortgesetzt beschrieben werden kann. An die Stelle der linguistischen Akribie am Material tritt die ethnologische Geduld in situ (wie sie etwa Goffman vorexerzierte). Hierbei tritt eine folgenreiche Verschiebung auf: Die wiederholte Beobachtung ist nämlich (wie schon das Nacherleben beim Aufschreiben) keine exakte Wiederholung, sie arbeitet mit einer Unschärfe. Das ‚Original‘ verschwindet hier aus zwei Gründen: Zum einen braucht eine gute Beschreibung eine Lizenz zur Typisierung von Situationen sowie zur Stückelung und Rekomposition von Beobachtungseinheiten.²⁰ Zum anderen muss eine reichhaltige Beschreibung an die Stelle einer privilegierten Aufnahmeposition explizit auf Variation von Perspektiven setzen: das mobile Verfolgen von Objekten durch verschiedene Lokalitäten und seine Beobachtung aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Das Flüchtige wird eher langsam eingekreist als plötzlich festgehalten.

Der Abstand zur Logik der Aufzeichnung vergrößert sich noch, wenn wir nun den Aspekt der *Dehnung* realzeitlicher Temporalität betrachten. Grundsätzlich hat deren Bannung in der Linearität von Texten eine Volumenvergrößerung zur Folge: große Textmengen für kleine Zeiteinheiten. Während die Expansion bei Transkripten durch die Aufzeichnungsgenauigkeit (sowie durch Transkriptionsregeln) ‚diktiert‘ wird, wird sie bei Beschreibungen zunächst nur durch ein verbreitetes Gütekriterium angeregt: den Detailreichtum (z. B. Emerson u. a. 1995: 68ff.). Dieses Kriterium ist angesichts des von Transkripten gesetzten Standards zuzuspitzen: Die empirische Verdichtung in Beschreibungen muss auf ‚sprachliche Zeitlupe‘ setzen: genaueste Darstellung und begriffliche Zerlegung winziger Details. Aber wie kommt eine Beschreibung zu ihren Details? Will man diese nicht mystifizierend ei-

ner besonderen Wahrnehmungskunst der Beobachterin zuschreiben, so muss man zum einen erneut die Rolle der Schriftlichkeit bedenken, zum anderen die rekursive Logik ethnografischer Forschung. Beschreibungen mobilisieren Funktionen des Forschungsprozesses, die in der Methodologie der Aufzeichnung für ‚spätere Phasen‘ reserviert sind:

Ich habe bereits dargelegt, dass der Schreibzwang des Beobachters auf seine Wahrnehmung zurückwirkt. Die Detaillierung kommt schon ins Spiel, wenn man wortweise feststellen muss, was es ist, das hier gerade geschieht, und wenn die analytischen Kategorien bereits verfasster Protokolle vorstrukturieren, was man aktuell wahrnimmt. Beschreibungen haben einen evolutiven oder auch progressiven Charakter. Dadurch macht aber für sie die strikte Trennung von Datenerhebung und -analyse, wie sie die Methodologie der Aufzeichnung bestimmt, keinen Sinn. In der Ethnografie reicht auf dem Wege des Schreibens die ‚Datenanalyse‘ bereits in Wahrnehmungsprozesse hinein.²¹ Es herrscht eine dichte Kontinuität zwischen den Phasen des Forschungsprozesses, die über das Schreiben hergestellt wird. Für diesen Aspekt ethnografischer Forschung ist schon das Verfassen von *fieldnotes* paradigmatisch: Es ereignet sich ja in einem ständigen wechselseitigen *Unterbrechen* von Momenten der Teilnahme, der Beobachtung und des Schreibens – und eben nicht in einer Phase, in der etwas ‚ununterbrochen‘ getan werden könnte.

Dieses Ineinandergreifen von Forschungsfunktionen erstreckt sich nun auch bis zur Publikation. Das Beschreiben ist ein kommunikativer Akt, Beschreibungen haben anders als Aufzeichnungen *Adressaten*. Geertz meinte, sie müssten bei ihren Lesern Imaginationen ihres Gegenstands erzeugen, sie mit einer Szene in Berührung bringen, in „die ungeheure Geschäftigkeit der Welt“ (1987: 26) hineinversetzen. (Und dies bleibt auch allemal wichtiger als die rhetorische Anstrengung, sie davon zu überzeugen, dass man selbst ‚dort gewesen‘ ist). Insofern müssen sie eine doppelte ‚Übersetzung‘ leisten: gelebte Erfahrungen in Sprache und Texte in imaginierte Erfahrungen. Die entscheidende ‚Wiederholung‘ muss bei der Leserin stattfinden.²²

²⁰ Eben dies macht Beschreibungen für die Rekonstruktion von Gesprächssequenzen nahezu untauglich.

²¹ Man kann dies auch so ausdrücken: Feld und Text sind keine exakt begrenzten Zonen, sie ragen an vielen Stellen ineinander. Clifford (1990: 66) hat daher zurecht gegen den Begriff der *fieldnote* eingewandt, er naturalisiere innerhalb einer (prospektiv-retrospektiven) Temporalität des Schreibprozesses einen Ort, der vor Transformationen geschützt sei.

²² Hier handelt es sich um das im engeren Sinne ‚literari-

Protokolle müssen ein Geschehen also so beschreiben, dass sie nicht nur der Beobachter erinnern, sondern auch ein anderer Leser, der nicht anwesend war, nachvollziehen kann. Wo ein Erzähler durch die Reaktionen eines konkreten Zuhörers zur Vollständigkeit angehalten wird (Kallmeyer/Schütze 1977), muss sich der einsam Schreibende durch die Imagination eines anonymen oder beliebigen Lesers selbst zur Explikation von Details anhalten, ja, mangels Deixis sind schriftliche Darstellungen auf noch stärkere Kontextuierungen angewiesen als Erzählungen (Bohn 1999: 75). Erschien der Leser in der literaturtheoretischen Dekonstruktion der Ethnografie primär als ein ‚Gegner‘ des Autors, der rhetorisch bezwungen (überzeugt) werden musste, so ist er in der Anfertigung anschaulicher (d. h. Anschauung simulierender) Beschreibungen eher ein Animateur, von dessen Imagination Detaillierungszwänge ausgehen. Er ist Teil einer *Dreiecksbeziehung*, die bislang nur als zwei separate ‚Paarbeziehungen‘ (von Forscher und Feld, Autor und Leser) betrachtet wurden. Damit ist er auch insofern bereits Teil des Beobachtungsprozesses, als imaginierte Adressaten einer Schilderung (Informanten, Kollegen, Lehrer, Schüler, Konkurrenten) zu Mitbeobachtern werden, die dem Beobachter immer schon auf der Schulter sitzen: „Facing the typewriter each night means engaging these ‚others‘ or alter egos“ (Clifford 1990: 64).²³

Wenn Emerson/Fretz/Shaw (1995: 41) empfehlen, man solle seine frischen Erinnerungen zuerst dem Protokoll und nicht einem neugierigen Zuhörer anvertrauen (der nach den Tagesereignissen fragt), damit sich die erzählerische Energie ganz aufs Papier

sche‘ Problem der Ethnografie. Schon Geertz war aber explizit darin, dessen ästhetische Aspekte strikt einer kommunikativen Leistung unterzuordnen: „Eine gute Interpretation ... versetzt uns mitten hinein in das, was interpretiert wird. Wenn sie das nicht tut, sondern stattdessen etwas anderes in uns bewirkt – Bewunderung für ihre Eleganz, die Klugheit des Interpretierenden oder die Schönheit der Euklidischen Ordnung – dann mag sie zwar durchaus ihren eigenen Reiz haben, liefert aber etwas ganz anderes als sie liefern sollte ...“ (1987: 26). Spitzen wir zu: eine soziologische Beschreibung, die den Leser auf ihre ästhetischen Gestaltungsmittel fixiert, ist misslungen.

²³ Man kann dies auch von der Seite des Autors formulieren: Der Beobachtungsbegriff ist nicht nur deshalb irreführend, weil er Forschungsobjekt und -objekt zu scharf trennt; er ist es auch, weil die ‚Beobachtung‘, insofern sie nur über Schreibprozesse disziplinäres Wissen generiert, für eine zweite *Teilnehmerschaft* steht: die am soziologischen Diskurs. *Fieldnotes* bilden eine Schnittstelle: als lokale Praxis vor Ort gehören sie dem Feld, als Schreibpraxis dem akademischen Diskurs an.

ergießt, so erinnert dies von Ferne an den alten Ratsschlag Malinowskis, sich ganz den ‚Wilden‘ zu, und von den Europäern abzuwenden, um sich intensiver auf die Felderfahrung einzulassen. Eben so hat man sich von Zuhörern ab- und Lesern zuzuwenden, um sich ganz auf das schriftliche Medium einzulassen: Auch Erzählkese kann ‚unbeschreibliche‘ Erfahrungen in den Text kanalisieren.

3.4 Das Vorsprachliche

Einen weiteren Verbalisierungswiderstand bietet das Vorsprachliche, all jene Schichten von implizitem, körperlichen Wissen, das die Teilnehmer haben, ohne dass sie es einfach verbalisieren könnten – *tacit knowledge* wie es so treffend heißt. An ihm haben Interviews ihre stärksten Grenzen. In der ‚vertikalen‘ Distribution des Wissens erheben sie ausschließlich das Wissen im ‚Kopf‘, nicht aber das in den Händen oder das *situated knowledge* in der räumlichen Organisation von materiellen Praktiken und Objekten.²⁴ Dieses Wissen ist sprachaversiv nicht aus moralischen Gründen (wie das Unausprechliche), sondern weil seine Versprachlichung eminent unpraktisch wäre: Sie würde den Vollzug alltäglicher Aktivitäten behindern. Die Teilnehmer beherrschen die Grammatik ihrer Aktivitäten, aber sie können und müssen sie nicht explizieren. Es handelt sich um „intrinsic nonverbal“ (Honer 1989: 302) Wissen. Es bietet daher auch für den soziologischen Beobachter erhebliche (und z. T. unüberwindliche)²⁵ Verbalisierungswiderstände.

Ethnografische Versuche, vorsprachliches Wissen auf der Feld der Sprache zu ziehen, stützen sich vor allem auf zwei Operationen. Die erste wird durch den Begriff der ‚*Teilnahme*‘ markiert – eine „praktische Mitgliedschaft am Geschehen“ (Honer 1989: 300f.). Im Hinblick auf das Vorsprachliche liegt ihre Rationalität darin, sich – anstatt andere mit Fragen zu behelligen – *selbst* in eine praxisnahe Lage

²⁴ In einer interviewskeptischen Soziologie wie der Ethnomethodologie, die anstelle von Repräsentationen primär auf eine ‚stumme‘ Vollzugswirklichkeit zielt, haben sich zur Untersuchung dieses *knowing how* (Ryle) neben der Konversationsanalyse die ‚*studies of work*‘ (Bergmann 1991) etabliert. Sie haben zum expliziten Gegenstand die beruflichen ‚*skills*‘, das verkörperte Wissen, z. B. in der Mensch-Maschine-Interaktion.

²⁵ Damit ist es nicht ‚verloren‘. Jener Teil der ethnografischen Erfahrung, der seinerseits ‚*tacit*‘ bleibt – ein Hintergrundwissen aus leiblichen Spuren und intuitiv verstandenen Zusammenhängen – spielt eine wesentliche Rolle bei der Steuerung von theoretischen Entscheidungen über Themen, Hypothesen und Begriffe.

zu bringen und von dort aus etwas äußerst Praxisfremdes zu tun: *tacit knowledge* zu verbalisieren. Das ‚vor Ort‘ sein in einer Novizenrolle eröffnet zunächst zwanglose Zugänge zu jenen Gelegenheiten, in denen auch anderen Lernenden (etwa Kindern oder Lehrlingen) ‚Erklärungen‘ gegeben werden. Ihnen wird ein Vorgang ‚erklärt‘, indem man ihn mit einigen begleitenden Worten *am Objekt demonstriert*. Weitergehend sind Versuche des Beobachters, sich selbst *skills* anzueignen, der Erwerb von „Mitspielkompetenz“ (Reichertz 1989: 92). Die auf Garfinkel zurückgehende Aufforderung *“become the phenomenon!”* schrieb in diesem Sinne vor, in die Tiefenschichten praktischen Wissens hineinzutauken und eine Symbiose mit dem Gegenstand einzugehen.²⁶

Das so erworbene Wissen des soziologischen Teilnehmers würde sofort habituell aufgesogen, wenn es nicht zeitgleich schriftlich dokumentiert würde. Die zweite Operation besteht aus den *Rückzügen*, die die Schriftlichkeit erlaubt. Einige ihrer Explikationsleistungen habe ich bereits genannt. Beim Umgang mit dem Vorsprachlichen kommt hinzu: Man mag *lesen*, was man geschrieben hat, und gewinnt (anders als wenn man sich nur sprechen hört) zeitlichen Abstand zu den eigenen Äußerungen. Die Schrift erlaubt Interaktion mit sich selbst und einen weiteren Rollenwechsel vom Teilnehmer (Insider) zum Autor (Beobachter) zum Leser (Kommentator). Je später die Lektüre erfolgt und die *fieldnotes* in Vergessenheit geraten, desto mehr, meinen Emerson u. a. (1995: 145), lesen sie sich, als seien sie von einem anderen verfasst worden: Der Ethnograf wird in seinen eigenen Augen zum Informanten, der sich bereitwillig befragen lässt, und zu einem textuellen Objekt, dessen Interaktionen im Feld sich beobachten und kommentieren lassen.

Die Explikationschancen für das Vorsprachliche werden also in einer rückhaltlosen Annäherung an das Feld eröffnet, aber erst in einer ebenso entschiedenen Distanzierung von ihm auch genutzt: Sie wachsen in einem Entfremdungsprozess zwischen Autor und Notizen.²⁷ Das Kriterium der Verbalisie-

rungsleistung liegt beim Vorsprachlichen in einer gelungenen Überführung von praktischem Wissen in empirisches Wissen: dass eine präzise Beschreibung auch die Teilnehmer insofern ihre eigenen Erfahrungen ‚entdecken‘ lassen kann, als sie etwas vorher nur ‚halb Gewusstes‘ erstmalig klar erkennen – nämlich nicht nur wissen, wie etwas zu tun ist, sondern wie sie es tun.

3.5 Das Selbstverständliche

Ein dem vorsprachlichen Wissen verwandter Verbalisierungswiderstand geht von dem aus, was sich ‚von selbst versteht‘. Das Selbstverständliche ist ‚nicht der Rede wert‘. Zum einen verlangt seine banale Alltäglichkeit nicht nach Worten (das Problem der Alltagssoziologie). Zum anderen wird vieles unausgesprochen gelassen, weil seine Symbolisierung bereits außerhalb der Sprache gesichert ist: Ein Hauptbestandteil des Selbstverständlichen ist das Offensichtliche, die Selbstevidenz des Visuellen. Es bildet ein tückisches Problem soziologischer Verbalisierung. Denn über das, was sich zeigt, braucht man gar keine Worte zu verlieren, es ‚spricht für sich selbst‘. Man denke nur an die pantomimische Dimension des Sozialen: jene alltäglichen körperlichen ‚Bildgebungsverfahren‘, die einer aufs Diskursive konzentrierten Soziologie als ‚nonverbales‘ Verhalten erscheinen und die Hall (1959) als *‘silent language‘* bezeichnete. Verlangen einerseits gerade visuelle Wahrnehmungen eine Versprachlichung durch den Beschreibenden, so lädt andererseits das Visuelle genau dazu oft nicht ein. Es ist mit seiner Symbolik, die schnelles und wortloses Verstehen ermöglicht, eine Aufforderung zur Sprachfaulheit.²⁸

Die stärkste Ressource für den ethnografischen Umgang mit dem Selbstverständlichen und Offensicht-

dächtnis, ein alter Ego“ (ebd.: 225) mit einem von seinem Autor unabhängigen Eigenleben. Dem empirischen Material entspricht hier das angeschwemmte „Gedankengut“.

²⁸ Das ‚nonverbale Verhalten‘ gab in der Geschichte der visuellen Soziologie der Kamera ihr ‚natürliches‘ Anwendungsgebiet (Wallbott 1991). Sie ist dort wie das Tonband im Hinblick auf Flüchtigkeit uneinholbar für Beschreibungen. Andererseits hat sie im Offensichtlichen zugleich ihr größtes Problem. Sie verstärkt das Problem der visuellen Selbstevidenz, weil sie eben ein ‚optischer Typ‘ ist, also ein Beobachter, dem die visuelle Orientierung leicht fällt und der sich deshalb darauf verlässt, dass andere ‚das Gleiche‘ sehen. Dass sie das nicht tun, wird sofort erkennbar, sobald man über das Gezeigte wieder soziologisch *sprechen* muss. Zur Erprobung von Strategien, mittels visueller Verfremdung der Kamera ‚beim Sehen zuzusehen‘, siehe Amann/Mohn 1998.

²⁶ Es liegt auf der Hand, dass es soziologieferne Felder gibt, in denen sich eine solche Mitspielkompetenz nur rudimentär erwerben lässt; in anderen kann dagegen die Mitarbeit, also eine starke Hybridisierung der Rollen, schon eine unerlässliche Zugangsbedingung sein.

²⁷ In der sicherlich handwerklichsten Arbeit, die Niklas Luhmann je verfasste, beschreibt er die Produktivität eines solchen Entfremdungsprozesses auch für theoretisches Arbeiten. Im Zettelkasten entsteht „ein kompetenter Kommunikationspartner“ (1981: 222), eine „Art Zweitege-

lichen ist die *Fremdheit* der Beobachterin. Dass sie ein Erkenntniskapital ist, ist eine alte Einsicht der klassischen Soziologie des Fremden (also von Georg Simmel und Alfred Schütz): Verbalisierungen lassen sich grundsätzlich in einer Distanz zu kulturellen Selbstverständlichkeiten freisetzen. In ethnografischen Lehrbüchern (z. B. Lueger 2000: 122f.) findet sich dementsprechend die Empfehlung, den ersten Eindruck sofort zu explizieren und maximal auszubeuten, bevor grundlegende Eigenschaften des Feldes in der Wahrnehmung normalisiert werden und in vorsprachlichem Wissen verschwinden. Der Beobachter hat aber nicht nur als anfänglich Fremder einen erkenntnisfördernden Abstand, er kann diese Ressource auch erneuern, indem er die Normaldistanz zum Gegenstand weiter variiert, ihn aktiv ‚befremdet‘ (Amann/Hirschauer 1997). Dies geschieht schon im Rahmen jener Manipulation von Temporalität, die zur Bewältigung des Unbeschreiblichen aufgeboten wird. In einer optischen Metapher gesagt, müssen Beschreibungen wie Transkripte mikroskopische ‚Großaufnahmen‘ bieten.²⁹ Wäre ihre Verdichtung von Details einfach nur ‚realistisch‘, ginge sie nicht über das Teilnehmerwissen hinaus, erst eine ‚hyperrealistische‘ *Maßstabsveränderung* lässt etwas Vertrautes neu erkennen. Deskription und Transkription sind insofern nicht das Abbild, das man sich (anstelle eines Originals) immer wieder angucken kann, sondern die Optik, durch die man ‚hindurchgucken‘ muss, um neue Sichtweisen zu gewinnen.³⁰

Darüber hinaus gibt es Verfremdungsmöglichkeiten, die spezifisch für Beschreibungen sind. Sie liegen darin, den Stil der Beschreibungssprache dem Einfluss des Feldes entweder auszusetzen oder zu entziehen. Für letzteres steht die Metapher, die Phänomene eines Feldes in den Termini eines anderen beschreibt, oder genauer: umschreibt. Metaphern erfordern ‚Beobachtung mit Fantasie‘. Sie kompensieren die Unmittelbarkeit der Kopräsenz, des Dabei-Seins, mit einer gezielten Betrachtung ‚von woanders‘. Ist der teilnehmende Beobachter ganz in die Sache eingetaucht, kann sie der Beschreibende inkongruenten Perspektiven aussetzen, die an ihrer

vermeintlichen Identität ‚gezielt vorbeilaufen‘. Dies begegnet der Evidenz des Selbstverständlichen, indem es den denotativen Sinn kultureller Objekte gewissermaßen umgeht und sich dafür den uneindeutigen Konnotationen öffnet, mit denen diese vor einer härteren Begriffssprache zurückweichen.

Die der Metaphorik entgegengesetzte Möglichkeit liegt in der Okkupation der Teilnehmersprache: einer stilistischen Angleichung ans Feld, die die Teilnehmer sinnverschiebend beim Wort nimmt. Wo die Aufzeichnung und ihr Zitat eine mutuelle Exklusivität von Stimmen (des Feldes und der Soziologie) garantiert, erlaubt die Beschreibung gleich, Teilnehmerkategorien gezielt mit der Stimme des Autors zu vermischen und so in einem soziologischen Diskurs hörbar zu machen. Diese Technik führt zu einer Überzeichnung der Eigensinnigkeiten des Feldes. Sie ist mit jenen Entstellungen zur Kenntlichkeit vergleichbar, wie sie die Karikatur leistet, indem sie Gesichtszüge ‚mit sich selbst multipliziert‘. Eine hyperrealistische Darstellung kann also auch dadurch erzielt werden, dass man z. B. eine Ethnografie der Blindheit in einer ‚haptischen Prosa‘ verfasst (Länger 2001) oder eine Ethnografie musealer Artefakte aus der Perspektive der Dinge (und nicht der Menschen) zu schreiben versucht (Döring/Hirschauer 1997).

3.6 Das Stumme

Das zuletzt genannte Beispiel verweist auf eine Form des Schweigens, die ‚tiefer‘ ist als die bislang behandelten Verbalisierungswiderstände. Bei einigen von ihnen erschien der Schritt in die Sprache noch vergleichsweise klein. Zum Beispiel könnte man die Beschreibung eines Gesichtsausdrucks noch als Übersetzung eines Codes in einen anderen sehen. Sie bewegt sich innerhalb eines menschlichen Universums von Zeichen. Diese Prämisse wird brüchig mit dem Sprachunfähigen oder Stummen.

Noch vergleichsweise trivial ist das Erfordernis von Beschreibungen für den „silent discourse“ (Tilley 2001: 259) von Gegenständen der materiellen Kultur: räumliche Settings (Architektur, Sitzordnungen etc.), Kleidungsstücke, Artefakte usw. Komplexer wird die Herausforderung durch nicht-sprechende Entitäten, wenn es sich um selbsttätige Objekte handelt, die als Akteure infrage kommen können – Kleinkinder, Ungeborene, Bewusstlose, Tiere, Körper und Maschinen – und die auch Zeichen absondern: Lautäußerungen, Lebenszeichen, Symptome, Signale. Diese Entitäten werden spätestens dann soziologisch relevant, sobald sich Menschen sprach-

²⁹ Bergmann verwirft diese (auf Simmel zurückgehende) Metapher des Mikroskops, weil sie von der Manipulation von Temporalität absieht und damit einen „verführerischen Realismus“ (1985: 317) entfalte. Die Beschreibung scheint mir von dieser Versuchung weit genug entfernt.

³⁰ Hier bietet sich ein Vergleich zur Fotografie an: Auch diese Aufzeichnungstechnik manipuliert die Zeitstruktur sozialer Prozesse. Sie macht sie zu Standbildern und erlaubt durch diese schroffe Dekontextualisierung neue Formen des Betrachtens.

lich oder wortlos in Kontakt mit ihnen setzen: mit Göttern, Geistern, Haustieren, Pflanzen oder Föten. Solange es sich um beobachtbare Aktivitäten handelt – etwa Interaktionen von Vater und Säugling, Herrchen und Hund, Mensch und Maschine – lässt sich die Verbalisierungsaufgabe noch als ‚Verhaltensbeschreibung‘ bezeichnen. Aber schon hier taucht das Problem auf, in wessen Termini beschrieben werden soll, wenn nur eine Seite spricht. Schwieriger noch wird es für eine Beschreibung, wenn ein Interaktionsprotokoll durch die Stummheit eines Teilnehmers scharf fragmentiert wird – halbiert wie ein Telefonat, von dem man nur eine Seite mithören kann: etwa wenn Schwangere mit Ungeborenen kommunizieren oder Betende auf Zeichen von Verstorbenen und Göttern warten.

Es ist kein Zufall, dass solche Beschreibungsprobleme an den „Grenzen der Sozialwelt“ (Luckmann 1980) primär in der Soziologie des Körpers (etwa: Lindemann 2001) sowie in Studien der ethnografischen Wissenschaftsforschung auftauchen. Verschiedene Ansätze in den *Social Studies of Science and Technology* haben demonstriert, dass auf der Ebene des *tacit knowledge* nicht nur Körper, sondern auch Artefakte in die soziologische Analyse einbezogen werden müssen. Auch sie verkörpern Wissen und gehören so zu den Konstituenten sozialer Welten (Preda 2000). Vor allem die *Actor Network Theory* hat gegen andere Wissenssoziologien stark gemacht, dass gerade ein sich ethnografisch verstehender Ansatz, dem es um die Realität der Naturwissenschaften geht, deren Ontologie nicht soziologisch beiseite schieben kann. So wie das *Voicing* sich in der Ethnologie in einer reflexiven Wendung auch gegen den Ethnologen (und seinen Eurozentrismus) richtete, führte es in der Wissenschaftsforschung zu einer Kritik des Anthropozentrismus und zu Symmetriepostulaten für das Verhältnis von Disziplinen. Natürliche Objekte sollen auch in soziologischen Beschreibungen ‚zum Sprechen gebracht‘ werden, indem eine Staffellung von ‚Fürsprechern‘ (Callon 1986) eingerichtet wird: Wenn man die Relevanzen der Naturwissenschaftler nur erst gegen den soziologischen Diskurs ‚zu Wort kommen lässt‘, vermittelt man zugleich *deren* Voicing der Dinge (Latour 1998: 42).

In theoretischer Hinsicht ist die Actor Network Theory ein Beispiel dafür, zu welchen Innovationen eine radikalisierte Ethnografie kommen kann, die sich maximal permissiv auf ihren Gegenstand einlässt. Sie muss dann eben auch eine Beschreibungssprache entwickeln, die auf die exklusive Handlungsträgerschaft von Menschen verzichtet. Auf der anderen Seite macht der Fall aber auch auf metho-

dische Probleme der Inklusion des Sprachunfähigen in den soziologischen Diskurs aufmerksam. Artefakte oder Organismen ‚formulieren‘ (i. S. der Ethnomethodologie) ihre Beiträge zur Praxis nicht selbst (Preda 2000: 288), sie indizieren nicht, was sie mit einer Aktivität tun. Dies schafft, methodisch gesehen, eine Anknüpfungslücke für die soziologische Verbalisierung. Sie erfordert eine komplexe Übersetzungskette, in der nicht nur Naturwissenschaftler als (immer auch kontroverse) Fürsprecher unersetzlich sind, sondern auch ihre Laboratorien als singuläre Artikulationsräume natürlicher Tatsachen. Nur hier können z. B. Mikroorganismen dazu gebracht werden, sich den Menschen ‚mitzuteilen‘, indem sie in esoterischen Aufzeichnungsapparaturen Spuren hinterlassen: elektrische Impulse, radioaktive ‚tracer‘ usw. Zur Praxis der Naturwissenschaftler gehört aber, dass sie sich auch in ihrer eigenen Kommunikation auf nicht linguistische Formen der Signifizierung einlassen: Bilder (technische Fotos) sind hier viel wichtiger als Texte. Die ethnografischen Beobachter kommen dagegen in ihrem Versuch einer verstärkten Repräsentation der stummen Mitbewohner des Planeten in eine paradoxe Lage. Einerseits treten sie (und dies in der Rhetorik der Actor Network Theory sehr emphatisch) als Fürsprecher (von vorgängigen Fürsprechern) auf, andererseits artikulieren sie sich eben als Fürsprecher, also im Rahmen jenes Mediums, das ihre Disziplin beherrscht und jede Selbstrepräsentation der ‚non-humans‘ ausschließt.

3.7 Fazit: Die Grenzen des Sagbaren

Unser Ausgangspunkt war die Feststellung, dass die soziologische Beschreibung Aspekte des Sozialen zur Sprache bringen muss, zu denen die Verbalisierungen der Teilnehmer keinen Zugang bieten. Ethnografische Verbalisierungen können das sprachlich verfasste Teilnehmerwissen durch eine Reihe von Ressourcen überbieten, darunter allgemeine (wie Zeit und Schrift) und speziellere wie den Einsatz unterschiedlicher Kulturtechniken der Verbalisierung: die Einrichtung besonderer Räume der Versprachlichung, die Ruminieren von Erfahrungen im Schreiben, die laufende Unterbrechung der Wahrnehmung durch Schreibprozesse, detaillistische Maßstabsveränderungen, Befremdungen des Gegenstands und Entfremdungen von den eigenen Sprachprodukten usw.. Diese Ressourcen eröffnet die rückhaltlose Teilnahme am soziologischen Diskurs, als dessen ‚Schreibzeug‘ Ethnografen fungieren. Formen des Schweigens zu brechen, heißt immer auch mit der Teilnehmerschaft am Feld zu

brechen: mit Loyalitäten, die auf Unaussprechliches verpflichtet, mit Erlebnisintensitäten, die sprachlos machen, mit Mitspielkompetenzen, die Wissen ‚tactit‘ halten, mit Selbstverständlichkeiten, die keiner Worte bedürfen usw.

Unsere Sichtung von solchen Verbalisierungsproblemen hat eine paradoxe Pointe. Einerseits eröffnet die Entdeckung der sprachlichen Seite der Ethnografie die nicht-sprachliche Dimension sozialer Wirklichkeit: Ohne die Fixierung auf verbale Daten verändert sich unser Bild des Sozialen. Andererseits sind alle Erkenntnisansprüche auf diese Dimension damit konfrontiert, eigene sprachliche Konstruktionsleistungen als Aufgabe ernstzunehmen und als Problem zu erkennen. Am „Ende der linguistischen Wende“ (Knoblauch 2000) steht die Beschäftigung mit der *eigenen* Sprache.

Die Konstruktionsleistungen der Beschreibung sind unverzichtbar, weil zur Lösung der genannten Verbalisierungsprobleme weder die vorgängigen Diskurse (der Teilnehmer oder der Soziologie) ausreichen, noch die Praxis über ihre impliziten Selbstcharakterisierungen zureichend ‚sagt‘, wie sie beschrieben werden will: Ihre Selbstexplikationen bleiben oft genug fragmentarisch, kryptisch, polyvalent, multivokal, kontradiktorisch und insofern eben *nicht beschreibend*. Es bleibt immer eine Lücke und d. h. ein Sprung für eine Wissenschaft, die weitgehend Text ist, ohne dass ihre Gegenstände es wären. Zugleich ist die deskriptive Schließung dieser Lücke nie bruchlos: So wie das soziale Geschehen mit seiner Aufzeichnung die ihm eigene Flüchtigkeit einbüßt (Bergmann 1985: 317), so geht auch die Verbalisierung des Schweigsamen mit einer grundlegenden Transformation des Gegenstands einher. Das Soziale existiert nicht von alleine in der Sprache. *Dies* (und nicht die Hinzufügung von Beobachterinterpretativität) ist der entscheidende Grund dafür, warum Beschreibungen keine Doubletten sind.

Das Verbalisierungsproblem legt ein basales Qualitätskriterium für soziologische Beschreibungen nahe: die Erweiterung der sprachlichen Durchdringung sozialer Wirklichkeit, eine Verschiebung der Artikulationsgrenze. Die Beschreibung ist eine sprachliche ‚Landgewinnung‘, ihre Aufgabe liegt in einer Welterweiterung (Knorr 1989: 94) für soziologisches Wissen. Eine solche Diskursivierung des Sozialen stößt irgendwann auch auf unüberschreitbare Grenzen der Verbalisierung. Zusammen mit der sprachlichen Explikation des Sozialen wächst auch das Wissen um das *Unsagbare*. Diese Grenzen liegen zum einen in den empirischen Mitteln, die

Sprache in alle Winkel des Schweigsamen voranzutreiben: Was kann man noch soziologisch ohne Laborapparate oder ohne Couch und langjährig psychoanalytisierten Aufzeichnungsleib zur Sprache bringen? Zum anderen liegen sie in den Beschränkungen des Mediums (auf die wir uns auch mit diesem Aufsatz eingelassen haben): Die Sprache stößt an die Grenzen des Sagbaren, jenseits derer Phänomene nur mittels anderer Kommunikationsmedien artikuliert werden können. Das ethnografische Schreiben bewegt sich gewissermaßen zwischen zwei vielzitierten Bemerkungen Wittgensteins: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“ (1960: 64). Und: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“ (ebd.: 83). Die erste Bemerkung muss die Ethnografie als Herausforderung für Beschreibungen verstehen: diese Grenzen auszuloten, herauszufinden, wovon man nicht sprechen kann; die zweite dagegen als Aufforderung, an einem noch zu bestimmenden Punkt das Medium zu wechseln.³¹

4. Schluss

Ich habe in diesem Aufsatz ein Teilproblem der Methodologie der Ethnografie behandelt und mich dabei ganz auf einen spezifischen Datentyp konzentriert, bei dem es auf die Verbalisierung von ‚Schweigendem‘ ankommt. Abschließend seien noch kurz zwei durch diese Engführung offen gebliebene Fragen beantwortet: Wie lassen sich die im Vergleich mit Aufzeichnungen großen Freiheiten der Beschreibung kontrollieren? (1) Und worin, wenn nicht in der Dokumentation, liegt der besondere forschungsstrategische Wert von Beschreibungen für soziologisches Wissen? (2)

³¹ Außerhalb der Sozialwissenschaft wird die Sprache natürlich in fast allen Künsten überschritten, insbesondere in der Musik als „Prototyp schweigender Kommunikation“ (Fuchs 1989: 171), aber auch in einer Lyrik „in der Zone des Unsagbaren“ (ebd.: 163). Innerhalb der Soziologie sind die Möglichkeiten beschränkter, aber ebenso interessant: in ‚ethnodramatischen‘ Aufführungen von Forschungsergebnissen (Mienczakowski 2001) oder in Versuchen, *visuelle Medien* nicht nur zur Aufzeichnung von ‚Daten‘, sondern zur semiotischen Erweiterung der soziologischen Kommunikation einzusetzen: als analytisch artikuliert Formen des Zeigens (Amann/Mohn 1998). Würde sich eine visuelle soziologische Kommunikation etablieren, so dürfte dies zwei gegenläufige Effekte für unser Thema haben: Es würde Beschreibungskompetenzen (weiter) verkömmern lassen, *und* es würde, erneut, die der Beschreibung eigenen Möglichkeiten profilieren.

(1) Offenkundig ist das ‚konstruktive Moment‘ von Beschreibungen größer als das von Aufzeichnungen. Sie sind ‚selbstgemacht‘; Geertz spricht explizit von ihrem ‚fiktionalen‘ Charakter (1987: 23). Und wir hatten festgestellt, dass die Hybridisierung der ‚Daten‘ mit den Interpretationen des Beobachters Lesern deren textimmanente Kontrolle unmöglich macht. Diese Reliabilitätsschwäche von Beschreibungen wird im Kontext von Ethnografien durch drei Momente relativiert. Zum ersten dadurch, dass – je nach Feld – eben auch andere Datentypen (darunter Aufzeichnungen und durch Interviews stimulierte Selbstbeschreibungen) verarbeitet und präsentiert werden, die in je spezifischen Komplementärverhältnissen zu Beschreibungen stehen.³² Ethnografien können so in der Summe als kollaborative Verbalisierung des Sozialen durch Teilnehmer und Soziologen aufgefasst werden.

Eine solche Ko-Artikulation liegt aber, zweitens, nicht nur in der Integration unterschiedlicher Datentypen, sondern schon im gesamten Forschungsprozess der Ethnografie begründet. Die ‚Widerständigkeit‘ des Empirischen, die die Wissensprozesse einer jeden Erfahrungswissenschaft zulassen muss, ist in der Ethnografie nicht so punktuell auf *Daten* bezogen wie in Forschungsstrategien, die sich zentral auf Aufzeichnungen stützen. Der emphatische Erfahrungsbegriff der Ethnografie steht vielmehr dafür, dem Feld während eines langwährenden Nahkontaktes maximale Chancen zu geben, sich dem Forscher und Autor ‚einzuschreiben‘. Daher sind dessen Interpretationen auch stärker an die Forschungssituation und die in ihr wirksame Kontrolle durch die *Teilnehmer* gebunden (Amann/Hirschauer 1997: 32), von der sich dokumentenanalytische Verfahren zugunsten des disziplinären Kontexts abrupt freimachen. Insofern ist das primäre Aufzeichnungsmedium des Ethnografen nicht einfach sein sensorischer Apparat, sondern der Rapport: Das soziale Geschehen wird durch das Medium der Forschungsbeziehung ‚aufgezeichnet‘. ‚Dicht‘ ist eine Beschreibung auch, weil die Stimme ihres Autors von einer undurchdringlichen Mehrsprachigkeit ist, bei der es vorkommen kann, dass „andere Personen seinen Mund (benutzen)“ (Simo 1991: 138).

Diese Kontrolle durch das Feld ändert aber nichts am zentralen Ergebnis der Debatte um die Krise der

ethnografischen Repräsentation: dass die Beschreibung, unbeschadet einer gelegentlichen ‚Bauchrednerei‘ (Geertz), letztlich in der Verantwortung des Autors liegt. Weil sie keine Abschrift ist, ist sie mit einer *Unterschrift* abzuschließen. Der Anspruch auf Autorschaft, der damit gesetzt wird, ist einerseits – im Hinblick auf die Beiträge der Beforschten zum Text – immer viel zu stark (eine Anmaßung), andererseits kann er – im Vergleich mit der Genese anderer Datentypen – gar nicht stark genug sein. Es bedarf daher, drittens, im Sinne der oben skizzierten Dreiecksbeziehung auch des kontrollierenden Lesers als ‚Koautor von Texten‘ (Iser 1976), dessen Lektüre eine Ethnografie erst vollendet. Eine skeptische Einschätzung seiner Kontrollmöglichkeiten hat Jo Reichertz (1992) gegeben. Der Ethnograf habe nur den Text, um zu überzeugen, der Leser nur den Text, um zu überprüfen (1992: 334), weil er den Gegenstand nicht selbst in Augenschein nehmen könne. Mir scheint diese Annahme für die *soziologische* Ethnografie aus zwei Gründen unzutreffend: Zum ersten wird für viele ihrer Leser die Lektüre kein ‚kultureller Erstkontakt‘ sein. Sie können durch schriftliche Selbstrepräsentationen eines Feldes, durch journalistische Berichterstattung und mitunter auch durch eigene Anschauung vorinformiert sein. Zum zweiten können zu den Lesern auch die Untersuchten selbst gehören. Eine Voraussetzung der klassischen autoritativen Ethnografie war, dass die Angehörigen oraler Kulturen kaum Gelegenheit hatten, die über sie verfassten Werke selbst zu studieren. Dagegen haben alle soziologischen und zeitgenössische ethnologische Ethnografien ein neues Risiko zu tragen. Sie sind einer generalisierten ‚*respondent invalidation*‘ ausgesetzt, dem Umstand nämlich, der in der Ethnologie als ‚*the native talks back*‘ bezeichnet wird. Dabei ist es unerheblich, ob es viele oder wenige solcher Leser gibt. Selbst wenn die meisten Leser nur den Text haben, kann sich der Autor nicht *sicher* sein, dass es sich nur um solche handelt. Nicht einfach ‚was der Fall ist‘, begrenzt also die Konstruktionen des Ethnografen, sondern dass jemand mit guten Gründen *sagen könnte*, etwas *anderes* sei der Fall.

(2) Wenn die Leser von Ethnografien aber über außertextuelle Zugänge zu ihrem Gegenstand verfügen, erscheint die disziplinäre Kontrolle gar nicht als ihr größtes Problem. Viel gravierender ist ein Problem, das allen Anforderungen zur Dokumentation – dem Vergessen, der Flüchtigkeit und dem Verschwinden oraler Kulturen – entgegengesetzt ist: Nicht dass etwas gerade ‚noch da‘ ist, sondern dass etwas immer ‚*schon* da‘ ist: eben die in vielen Formen greifbare Selbstrepräsentation des Gegen-

³² Die ‚Triangulierung‘ unterschiedlicher Datentypen wirft freilich wiederum eigene Probleme auf (vgl. Wolff 1999), die hier nicht behandelt werden können. Es sind ähnliche wie bei der Anfertigung von Zweitprotokollen in Tandem-Ethnografien: Beschreibungen lassen sich nicht ‚mitteln‘.

stands – beobachtbar als öffentlicher Habitus, lesbar in schriftlichen Zeugnissen, konsumierbar durch journalistische Aufbereitung und in Talkshows. Was die Kulturanthropologie spät, aber mächtig einholte – die Denkmöglichkeit ihrer Redundanz angesichts der Selbstrepräsentationen der *Natives* – sollte für die soziologische Ethnografie ein selbstverständlicher Ausgangspunkt sein. *Dieses* Bezugsproblem ethnografischen Schreibens ist nicht das Verschwinden des Gegenstands, sondern die eigene Überflüssigkeit.

Eine Ethnografie, die sich darauf beschränkt, bedecktes Zeugnis vom exotischen Leben und Reden anderer Leute abzugeben, wird, sobald diese ihr reflexives Wissen selbst öffentlich artikulieren, geschwätzig. Auf sie trifft der oft gegen die Ethnografie erhobene Vorwurf zu, dass eine soziologische Reportage, die ihren forschungsstrategischen Wert primär in der Neuheit des Gegenstands sucht, nur die Realität verdoppelt. Wenn jede Beschreibung Hinzufügung, Weglassung, Akzentuierung, Wendung, Darstellung ist, nach den Gütekriterien der Aufzeichnung ‚Verzerrung‘, dann leiden viele Ethnografien unter einem *Verzerrungsmanko*. Ihnen fehlt nach der Symbiose mit dem Gegenstand die Individuierungsphase, – jener Dekontextualisierungsprozess, in dem Optiken konstruiert werden, mit denen sich ein Feld in prononciertem Differenz zu den Teilnehmern betrachten lässt.

Die Leser haben einen Anspruch darauf, dass eine soziologische Beschreibung ‚einen Unterschied macht‘. Dafür muss ihr konstruktives Moment aber nicht primär im Sinne von Aufzeichnungstechnologien kontrolliert, sondern zur Entfaltung gebracht werden. Beschreibungen müssen ihre ‚beängstigenden‘ Freiheiten *nutzen*, d.h. aber auch: sie müssen sich an ihren *analytischen* Leistungen messen lassen, und daran, ob sie innerhalb wissenschaftlicher Kommunikation dazu herausfordern, neue und abweichende Beschreibungen an sie anzuschließen. Wir haben mehrfach festgestellt, dass Beschreibungen ein Defizit an Widerstandsfähigkeit gegenüber theoretischen ‚Vorurteilen‘ haben – sie sind nicht der „Wetzstein“ (Reichertz/Schröer 1994: 62), an dem diese sich „abduktiv umschleifen“ ließen. Denkt man das Empirische jedoch weniger falsifikationistisch, so zeigen Beschreibungen, verglichen mit Aufzeichnungen, ein weit höheres Anregungspotential für theoretische Erfindungen: Wo die Sprache zum zentralen Instrument der Datenproduktion wird, dort rückt die *Begriffsbildung* ins Zentrum der Empirie, sie liegt von vornherein ‚auf der Linie‘ der gesamten Versprachlichungsanstrengung des Beschreibens. Aus ihren ‚weichen‘ Daten

also beziehen Ethnografien ihre theoretischen Impulse. Greift man sie auf und bringt sie zur Entfaltung, so sollte die Lösung des Bezugsproblems der Redundanz darin liegen, die Ethnografie, viel stärker als es ihr tradiertes naturalistisches Selbstverständnis zulässt, als *theoretische Sozialforschung* zu betreiben.

Literatur

- Amann, K., 1997: Ethnografie jenseits von Kulturdeutung. Über Geigespielen und Molekularbiologie. S. 298–330 in: Hirschauer / Amann (s. u.).
- Amann, K. / Mohn, E., 1998: Forschung mit der Kamera. *Anthropolitain* 6/98: 4–20.
- Amann, K. / Hirschauer, S., 1997: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. S. 7–52 in: Hirschauer / Amann (s. u.).
- Atkinson, P., 1990: *The Ethnographic Imagination*. London: Routledge.
- Atkinson, P. / Coffey, A. / Delamont, S. / Lofland, J. / Lofland, L. (eds.) 2001: *Handbook of Ethnography*. London: Sage.
- Bellebaum, A., 1992: *Schweigen und Verschweigen*. Opladen: Westdeutscher.
- Berg, E. / Fuchs, M. (Hrsg.) 1993: *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnografischen Repräsentation*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bergmann, J., 1985: Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. S. 299–320 in: W. Bonß / H. Hartmann (Hrsg.) *Entzauberte Wissenschaft*. Göttingen: Schwarz.
- Bergmann, J., 1991: *Studies of Work*. S. 269–272 in: U. Flick u. a. (s. u.).
- Bernard, H. R., 1988: *Research Methods in Cultural Anthropology*. London: Sage.
- Bohn, C., 1999: *Schriftlichkeit und Gesellschaft. Kommunikation und Sozialität der Neuzeit*. Opladen: Westdeutscher.
- Breidenstein, G. / Kelle, H., 1998: *Geschlechteralltag in der Schulklasse*. Weinheim: Juventa.
- Callon, M., 1986: Some Elements of a Sociology of Translation. S. 196–233 in J. Law (ed.) *Power, Action and Belief. A New Sociology of Knowledge?* London: Routledge.
- Clifford, J., 1986: On Ethnographic Allegory. S. 98–121 in: Clifford / Marcus (s. u.).
- Clifford, James, 1988: *The Predicament of Culture. Twentieth Century Ethnography, Literature and Art*. Harvard University Press.
- Clifford, J., 1990: Notes on (Field)notes. S. 47–70 in Sanjek (s. u.).
- Clifford, J., 1993: Über ethnografische Autorität. S. 109–157 in: Berg / Fuchs (s. o.).
- Clifford, J. / Marcus, G. (ed.) 1986: *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press.
- Döring, H. / Hirschauer, S., 1997: Die Biografie der Dinge. Eine Ethnografie musealer Repräsentation. S. 267–297 in: Hirschauer / Amann (s. u.).

- Ellis, / Bochner, A., 1997: *Composing Ethnography*. Altamira Press.
- Emerson, R. / Fretz, R. / Shaw, L., 1995: *Writing Ethnographic Fieldnotes*. University of Chicago Press.
- Flick, U. et al. 1991: *Handbuch Qualitative Sozialforschung*. München: Psychologie Verlagsunion.
- Fuchs, P., 1989: Vom schweigenden Aufflug ins Abstrakte. Zur Ausdifferenzierung der modernen Lyrik. S. 138–177 in P. Fuchs / N. Luhmann: *Reden und Schweigen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Geertz, C., 1987: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt: Suhrkamp.
- Geertz, C., 1990: Die künstlichen Wilden. *Der Anthropologe als Schriftsteller*. München: Hanser.
- Hahn, A., 1991: Rede- und Schweigeverbote. *KZfSS* 43: 86–105.
- Hall, E.T., 1959: *The Silent Language*. New York: Doubleday.
- Hirschauer, S. / Amann, K. (Hrsg.), 1997: *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnografischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Honer, A., 1989: Einige Probleme lebensweltlicher Ethnografie. *ZfS* 18: 297–312.
- Iser, W., 1976: *Der Akt des Lesens*. München: Fink.
- James, A. / Hockey, J. / Dawson, A., 1997: *After Writing Culture. Epistemology and Practice in Contemporary Anthropology*. London: Routledge.
- Kallmeyer, W. / Schütze, F., 1977: Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In D. Wegner (Hrsg.) *Gesprächsanalysen*. Hamburg: Buske.
- Knorr, K., 1984: *Die Fabrikation von Erkenntnis*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Knorr, K., 1989: Spielarten des Konstruktivismus. *Soziale Welt* 40: 86–96.
- Knoblauch, H., 2000: Das Ende der linguistischen Wende. *Soziologie* 2/2000: 46–58.
- Knoblauch, H., 2001: Fokussierte Ethnografie. *Sozialer Sinn* 2: 123–141.
- Länger, C., 2002: *Im Spiegel der Blindheit. Eine Kultursoziologie des Sehnsinnes*. Stuttgart: Lucius (im Erscheinen).
- Latour, B., 1998: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt: Fischer.
- Lindemann, G., 2001: Reflexive Anthropologie oder Daseinsanalytik als Leitfaden einer Kritik der soziologischen Vernunft. Erscheint in: J. Weiß (Hrsg.) *Die Daseinsanalytik Martin Heideggers und die Kritik der soziologischen Vernunft*. Konstanz: UVK.
- Lofland, J., 1971: *Analyzing Social Settings*. Belmont: Wadsworth.
- Luckmann, Thomas, 1980: *Über die Grenzen der Sozialwelt*. S. 56–92 in ders.: *Lebenswelt und Gesellschaft*. Paderborn: Schöningh.
- Lueger, M., 2000: *Grundlagen qualitativer Feldforschung*. Wien: WUV.
- Luhmann, N., 1981: Kommunikation mit Zettelkästen. Ein Erfahrungsbericht. S. 222–228 in H. Baier u.a. (Hrsg.) *Öffentliche Meinung und sozialer Wandel*. Opladen: Westdeutscher.
- Maanen, J. van, 1988: *Tales of the Field*, Chicago University Press.
- Malinowski, B., 1926/1973: Der Mythos in der Psychologie der Primitiven. S. 77–132 in ders.: *Magie, Wissenschaft und Religion*. Frankfurt: Fischer.
- Mead, M., 1977: *Letters from the field, 1925–1975*. New York: Harper & Row.
- Méadel, C. / Rabeharisoa, V., 2001: Taste as a Form of Adjustment Between Food and consumers. In: R. Coombs u.a. (eds) *Demand, Markets, Users, and Innovation*. Cheltenham: Edward Elgar.
- Mieczakowski, J., 2001: Ethnodrama: Performed Research – Limitations and Potential. S. 468–476 in Atkinson u.a. (s.o.).
- Mol, A., 2002: *The Body Multiple. Ontology in Medical Practice*. Durham: Duke (forthcoming).
- Mohn, E., 2002: Realismus als nützliche Fiktion. Spielarten des Dokumentierens in der Kulturanalyse. Stuttgart: Lucius (im Erscheinen).
- Oevermann, U., 2000: Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. S. 58–156 in K. Kraimer (Hrsg.) *Die Fallrekonstruktion*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Petermann, W., 1991: Fotografie- und Filmanalyse. S. 228–232 in U. Flick (s.o.).
- Preda, A., 2000: Order with Things? Humans, Artifacts, and the Sociological Problem of Rule-Following. *Journal for the Theory of Social Behaviour* 30: 269–298.
- Psathas, G. / Anderson, T., 1990: The ‚Practices‘ of Transcription in Conversation Analysis. *Semiotica* 78: 75–99.
- Reichert, J., 1989: Hermeneutische Auslegung von Feldprotokollen? In: R. Aster u.a. (Hrsg.) *Teilnehmende Beobachtung*. Frankfurt: Campus.
- Reichert, J., 1992: Beschreiben oder Zeigen. Über das Verfassen ethnografischer Berichte. *Soziale Welt* 43: 331–350.
- Reichert, J. / Schröer, N., 1994: Erheben, Auswerten, Darstellen. S. 56–84 in N. Schröer (Hrsg.) *Interpretative Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher.
- Sanjek, R. (Hrsg.) 1990: *Fieldnotes: The Makings of Anthropology*. Cornell University Press.
- Schatzman, L. / Strauss, A., 1973: *Field Research. Strategies for a Natural Sociology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Scheffer, T., 2001: *Asylgewährung. Eine ethnografische Verfahrensanalyse*. Stuttgart: Lucius.
- Simo, 1991: Interkulturalität und Intertextualität oder ethnografische Erfahrung und Polyglosie. S. 127ff. in: H. Böhme / N. Tiling (Hrsg.) *Leben, um eine Form der Darstellung zu erreichen. Studien zum Werk Hubert Fichtes*. Frankfurt: Fischer.
- Soeffner, H.-G., 1989: *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Spradley, J., 1980: *Participant Observation*. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Tilley, C., 2001: *Ethnography and Material Culture*. S. 258–272 in Atkinson u.a. (s.o.).
- Ullrichs, C., 1999: Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. *ZfS* 28: 429–447.

- Wallbott, H., 1991: Analyse der Körpersprache. S. 232–236 in U. Flick (s.o.).
- Wittgenstein, L., 1960: Schriften. Bd. 1. Frankfurt: Suhrkamp.
- Wohlrab-Sahr, M., 1999: Biografieforchung jenseits des Konstruktivismus? Soziale Welt 50: 483–494.
- Wolff, S., 1986: Rapport und Report. Über einige Probleme bei der Erstellung plausibler ethnografischer Texte. S. 333–364 in: W. von der Ohe (Hrsg.), Kulturanthropologie. Beiträge zum Neubeginn einer Disziplin. Berlin: Duncker und Humblot.
- Wolff, S., 1999: Subjektivität für alle praktischen Zwecke. Österreichische Zeitschrift für Soziologie 24: 5–24.

Summary: This article treats one of the problems of ethnographic methodology. It spells out description as a fundamental sociological practice. The paper focusses on working out the main problem which is solved by descriptions: the verbalization of the “silent” dimension of the social. First, ethnographic writing is introduced as a documentary procedure. It has been devalued by more advanced recording techniques which have set a naturalistic standard with respect to the reification and decontextualization of “data”. This standard is discussed in the perspective of the sociology of knowledge. Subsequently, the article elaborates on those problems which are left untouched by all empirical procedures that rely on primordial verbalizations of informants: interviews, discourse-analysis, and conversation-analysis. Ethnographic writing has to solve the problems of the voiceless, the mute, the unspeakable, the prelinguistic, and the indescribable. Ethnography puts something into words which did not previously exist in language. To fulfill this task of shifting the limits of articulation descriptions have to turn away from the logic of recording and develop into theory-oriented research practice, which must be assessed not in terms of its documentary accuracy, but in terms of its analytical performance.